

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Modenbild nebst Beschreibung. — Leaena. Novelle von Ludovica Hejsek. II.—IV. Kapitel. — Soll die Frau müssen? — Sonnabend ist's zu spät. — Goethe und Friederike (mit Illustration von F. Rothbart). — Sonnen- und Mondfinsternisse, von Dr. G. Lewinstein. (Schluß). — Aus den „Erinnerungen eines Pagen des Kaisers Nicolaus“, von Prinz Josef Lubomirski. — Eine Spukgeschichte. — Die Biegen-Equipagen in den Champs-Élysées. — Abendlied, von B. Tappert. — Die Mode, von Veronika v. G. — Räthsel-Aufgabe. — Räthsel. — Schach-Aufgabe. — Auflösungen des Rebuss und Räthfels Seite 314. — Auflösungen der Schach-Aufgaben Nr. IV—VI. — Aus den Erzählungen meiner Tante. Von Wilhelm Scholz. — Correspondenz.



Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von pensée poul-de-soie. Der Rock ist mit einem breiten und mehreren schmalen Volants von gleichem Stoff garnirt; diese Volants sind mit pensée Atlas eingefaßt. Eine eben solche Einfassung zielt die Bretellen nebst Charpes. Hinten am Taillenabluß eine Schleife vom Stoff der Robe.

Figur 2. Robe mit Doppelrock. Der untere Rock ist von weiß und blau gestreifter Popeline, der obere geraffte Rock und die Taille mit gerundetem Ausschnitt sind von blauer Popeline. Die Garnitur der Taille bilden Friuren von gleichem Stoff. Chemiset nebst Kravattschleife von Mull und Stiderei.

Figur 3. Robe mit Doppelrock von grauem batiste-de-laine. Die Garnitur bilden schwarze Sammetknöpfe und schwarzes Sammetband.

Figur 4. Robe mit Doppelrock von schwarzem Grosgrain. Der untere, wie der obere geraffte Rock sind mit Friuren aus dem Stoff der Robe garnirt. Die übrige Garnitur und die Schärpe sind ebenfalls von schwarzem Grosgrain. [22, 178]

Leaena.

Novelle von Rudovica Hefekiel.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Wie der Kammerjunker von Bippach sehr trübe Erfahrungen machte und gegen die Franzosen zog.

Am ersten Juni Nachmittags vier Uhr schritt Leo dem auf dem Stallplatz erbauten Theater des Meisters Giusi zu; als er dort ankam, wurde er mit allgemeinem Jubel empfangen, die meisten der anwesenden Damen und Herren vom Hofe waren schon im Costüm ihrer Rollen, und auch Bippach säumte nicht, das feintige so schnell als möglich anzulegen, denn um fünf Uhr sollte das Ballet beginnen.

Als er mit seiner Toilette fertig war, gesellten sich die beiden Markgrafen Albrecht und Christian Ludwig zu ihm, um rauch noch einen Tanz mit dem Junker zu probiren, durch den sie den Hof besonders zu erfreuen dachten. Bippach war ganz beim Tanze, als ihn Markgraf Albrecht plötzlich fragte: „Was ist denn Wahres, Bippach, an der mehr als verwunderlichen Geschichte, so mir Erlach heut in aller Frühe mittheilte?“

„Darf ich mir gestatten zu fragen, welche Geschichte, gnädigster Herr?“

„Nun, daß Ihr ein Kindlein in Eurem Hause aufziehen wolltet, dessen Abkunft Ihr nicht zu kennen behauptet?“

Leo wechselte die Farbe. Er ahnte jetzt, warum Hedwig Jngenheim ihm heute so fast begegnet war; der Markgraf wartete übrigens die Antwort auf seine Frage nicht ab, denn in demselben Augenblick ward die Ankunft des Hofes gemeldet, den er begrüßen mußte, ehe er am Tanze Theil nahm.

Bippach entdeckte jetzt seinen Bruder und Herrn von Erlach, die mitten in einer Gruppe von Herren sehr eifrig sprachen; das Blut stieg Leo ins Gesicht, er wußte, von wem sie redeten, und wenn das schallende Gelächter galt, das plötzlich aus dieser Gruppe zu ihm herüberkante. Er wandte sich ab, und sein Blick fiel auf das Fräulein von Jngenheim, die gedankenlos vor sich hinschauend an einer Säule lehnte, das zierliche Haupt mit den dunkeln Locken etwas geneigt. Rasch trat Leo auf sie zu und bemerkte, daß helle Thränen an den langen Wimpern glänzten.

„Hedwig“, flüsterte er, „was habe ich Euch gethan?“

Sie hob ihre stillen dunkeln Augen zu ihm empor und schüttelte den Kopf. Sprechen konnte sie nicht. Er ergriff ihre Hand; als er sie aber an den Mund — den Mund, den Hedwig Jngenheim sonst so liebte — ziehen wollte, entriß sie ihm dieselbe und trat zu ihren Gefährten, indem sie ihm zuflüsterte: „Laßt mich, ich will Nichts mehr von Euch wissen.“

Der sonst so leichtsinnige fühlte ein tiefes Weh; er liebte diese reizende Jngenheim so sehr, er glaubte sich wiedergeliebt und mußte nun erfahren, welche Macht die Verleumdung auch über ein liebendes Mädchenherz hat.

Das Ballet begann. Der Capellmeister der Churfürstin Sophie Charlotte, Attilio Ariosti, dirigierte, und der ganze Hof staunte über die Schönheit der Decorationen und Aufzüge, bewunderte die Musik und die Tänze. Die einzelnen Tänzer und Tänzerinnen waren ganz in ihren Aufgaben aufgegangen, nur Leo von Bippach zeigte sich zerstreut, denn es gelang ihm nicht, einen freundlichen Blick von Hedwig zu erringen, und das ewige Flüstern und Lächeln in seiner Nähe während der Pausen machte ihn vollends verwirrt. Als aber Erlach boshaft bemerkte: „Bippach hat häusliche Sorge“, da raunte er ihm zu: „Ich werde Dir Deine Klatscherei geben!“

„Wann, mein Herr von Bippach?“ fragte Erlach, ebenfalls roth vor Zorn.

„Gleich nach den Festlichkeiten.“

„Gut, das Uebrige wird sich finden.“

Nach dem Ballet kehrte der Hof ins Schloß zurück, nicht ohne sich huldreich bei allen Ausführenden bedankt zu haben. Sophie Charlotte hatte den Kammerjunker von Bippach zu sich gewinkt und ihm halb in ihrer gutmüthigen, halb in spöttischer Weise gesagt: „Wacht, daß Ihr das Kind aus Eurem Hause bringt, Ihr macht Euch lächerlich, das rathe ich Euch in aller Eile und Gnade.“

Also auch die Churfürstin wußte schon darum.

Herr von Bippach war heute gar nicht der alte lustige Leo, wohl lachte und scherzte er, aber sein Lachen klang gezwungen und sein Scherzen matt. Die Aussicht auf ein Duell mit seinem Freunde Erlach erheiterte ihn auch nicht, und die fortgesetzte Rülse des Fräuleins von Jngenheim beim Abschied steigerte seinen Grimm aufs Höchste. Er hörte kaum das Bedauern über die Abreise des Fräuleins von Strauß, er redete Mardefeld nicht an, der ein paar Mal an ihm vorbeispreizte und ihn mit seinen großen braunen Augen wie fragend ansah.

Der Hof speiste in tiefer Zurückgezogenheit von der Serviette, für die Offiziere aber, die im Ballet mitgewirkt hatten, und für eine Menge anderer Gäste war im Schlosse doch eine gastliche Tafel gedeckt worden, und lustig genug ging es daselbst zu.

Wieder war es Leo, der den Hauptanlaß zu Spott und Lachen gab, aber nicht lange; er warf den Spöttern so zornige, beleidigende Worte ins Gesicht, daß er binnen einer halben Stunde wenigstens ein halbes Duzend Forderungen erhielt. Mit grimmigem Lachen nahm er eine nach der andern an, so daß sein Bruder es tief beehrte, in gewissem Sinne doch eine Mitschuld daran zu haben.

Die heitere Feststimmung war in eine sehr unerquickliche umgeschlagen, scharfe Worte flogen hin und her, die preussischen Junker, die Churfürst Friedrich gern an seinen Hof zog, gerietten in Streit mit den Brandenburgern, die Namen Dohna und Dandelmann wurden genannt. Die Brandenburger schalteten auf den preussischen Grafen, die Preußen spöttelten über den gestirzten Dandelmann, den Freund der Brandenburger. Der Lärm wurde lauter, als es sich für den Ort geziemte. Da trat ein Herr ein mit mildem, klugem Gesicht, den einen Flügel der Perücke auf die Brust gelegt, den andern über die Schulter geschlagen, ganz wie es am französischen Hofe Sitte, im sammetnen, goldgestickten Justaucorps, in seidnen Zwickelstrümpfen, mit weißem Halsstuch, ein Herr, der bei Gelegenheiten, wie die vorliegende, allmächtig war bei Hofe, nämlich der Ceremonienmeister von Besser.

Es ward stille an der Tafel, die Preußen waren in der Minderzahl und wußten, daß Herr von Besser kein beleidigendes Wort gegen seinen großen Gönner Dandelmann gestalten würde. Der kluge Ceremonienmeister und für seine Zeit gewiß treffliche Dichter war in der That gekommen, um Frieden zu stiften und in Folge seiner weisen Rede wurde der Streit auch wirklich geschlichtet. Leo freilich suchte so manchen Zweikampf aus, blieb aber unverwundet, seine Klinge schien gefehlt. Dagegen gelang es ihm nicht, sich wieder bei der schönen Jngenheim in Gunst zu setzen.

Leaena, welchen Namen das kleine heimatlose Mädchen behielt, machte dem armen Bippach schwere Sorge. So viel Mühe er sich gab, es gelang ihm nicht, auch nur die leiseste Spur ihrer Herkunft zu entdecken. Sie war noch immer in seinem Hause, unter der Pflege des alten Hans, obgleich Bippach sich mehr als ein Mal vorgenommen hatte, das Kind anderswo unterzubringen. Wenn er aber heimkehrte, und die braunen Augen ihn so freundlich anlachten, die Nymphen sich um seinen Hals schlangen, und die weichen Kinderlippen „Leo“ flüsterten, dann vermochte er es nicht, sie von sich zu lassen. Sein Name war das erste Wort gewesen, das sie gesprochen hatte, und von Tage zu Tage beobachtete er die Entwicklung des Kindes. Er lachte und jubelte mit seinem kleinen Mädchen, und bei Hofe begann man sich zu beruhigen.

Da überraschte ihn eines Tages sein Bruder, mit dem er sich ausgefohnt hatte, aufs Schmerzlichste durch die Nachricht von dem Verlöbniß der schönen Hedwig Jngenheim mit einem heftigen Junker.

An diesem Abend zürnte Leo selbst auf sein kleines Mädchen; er hatte Hedwig so sehr geliebt und noch immer gehofft, sie werde ihm ihre Gunst wieder zuwenden, nun war's vorbei. In seinem Liebesweh kam ihm sogar noch einmal der Gedanke, Leaena fortzugeben; „aber nein“, sagte er sich, „nun hilft es doch Nichts mehr, und was kann sie dafür!“

Wald genug wurde er inne, daß er sehr klug gehandelt, die kleine bei sich zu behalten, denn sie ward in den trüben Stunden, welche ihm Hedwig's Verlobung brachte, sein bester Trost. Die Nachforschungen nach ihren Eltern setzte er zwar noch fort, aber sie waren und blieben fruchtlos. Der neue Glanz seines Vaterlandes half ihm nicht über die Schwermuth fort; im Gegentheil, dem brandenburgischen Junker kam es wie eine Beleidigung vor, daß das neue Königreich Preußen heißen, daß er selbst den Namen Brandenburger nicht länger führen sollte. Bei Hofe erschien Bippach nur, wenn es sein Dienst erforderte, und er war sehr froh, daß er die Krönung in Königsberg nicht mitzufeiern brauchte, denn dort hätte er die schöne Ungetreue wiedersehen müssen, ein Wiedersehen, vor dem ihm bangte. An das Fräulein von Strauß hatte Leo öfter gedacht, besonders da keine Heirath mit ihrem Better stattfand, und Axel von Mardefeld seit jenen Hochzeitsfeierlichkeiten verschwunden war.

Während Bippach also seinem Liebesgram nachhing, und Leaena sein bester Trost war, ging's draußen in der Welt ziemlich unruhig her. Oesterreich rüstete gegen Frankreich, und der neue König von Preußen wurde sein Bundesgenosse. Da erging auch an Leo der Befehl, ins Feld zu rücken, ein Befehl, der mit Jubel aufgenommen wurde, wie das bei einem jungen Offizier denn auch nicht anders zu erwarten ist.

Leaena war Leo's einzige Sorge; es fehlte ihm nicht an Anerbietungen für die Unterfucht des Kindes, aber er entschied sich endlich dafür, es einer Freundin seiner seligen Mutter, die an den Oberhofmeister v. Dobrzanski verheirathet war und keine Kinder hatte, anzuvertrauen.

Ein Jahr vorher noch hätte der Kammerjunker Lieutenant von Bippach es sich kaum träumen lassen, daß ihm der Abschied von einem kleinen Mädchen so schwer werden könne. Wieder und immer wieder drückte er Leaena an seine Brust, und das Kind war vor Schmerz fast außer sich, daß es mit der fremden Frau gehen sollte. Eine von Leaena's seidnen Locken hatte Leo abgeschnitten, um sie als Andenken mitzunehmen. Endlich aber mußte er seinen Schützling doch Frau von Dobrzanski überlassen, mit der Bitte: „Sorgt dafür, edle Frau, daß sie mein nicht ganz vergeße.“ Ein Capital für Leaena hatte er hinterlassen, trotz des Widerpruchs seiner Verwandten, aber Leo war schon vor Jahr und Tag bei einer Erbtheilung durch besondern Befehl des Churfürsten für majoren erklärt worden, und so ließ sich Nichts machen.

Frau von Dobrzanski hatte aus Leo's Munde Leaena's Geschichte vernommen; die sanfte, leicht gerührte Dame war sofort entschlossen gewesen, das Kind zu sich zu nehmen, und ihr Gemahl, der ein großer Kinderfreund war, hatte Nichts dagegen.

Herr von Dobrzanski wohnte in dem Schloßchen Ruhleben zwischen Spandau und Berlin. Dort sollte Leaena ihre Kindheit verleben. Sie hatte sich in den Armen ihrer Pflegemutter in den Schlaf gewiegt und kam schlafend in Ruhleben an, wie einst in Leo's Hause auf der Georgenstraße, das jetzt verschlossen war; denn der alte Hans wollte seinen jungen Herrn auch nicht verlassen, da er nun in den Krieg zog.

Für Leaena war gesorgt, der Schmerz um Hedwig durch die Aufregung, in die ein erster Feldzug immer versetzt, in den Hintergrund gedrängt, und so zog Leo freudig dem Kampf, dem Sieg entgegen.

Drittes Kapitel.

Wie Leaena aufwuchs und die Gunst eines alten Herrn gewann.

Zwischen Berlin und Spandau liegt noch heute hart an der Landstraße ein einsames Gehöft, das allen Berlinern und Spandauern unter dem Namen Ruhleben sehr wohl bekannt ist. Churfürst Friedrich III. hatte es von dem Oberhofmeister von Dobrzanski gekauft und der großen Sophie Charlotte geschenkt. Dobrzanski aber blieb in Ruhleben wohnen, um die Anlage von Garten und Menagerie, die Sophie Charlotte befohlen, zu überwachen. Neben dem hübschen Hause, das Dobrzanski gebaut, befand sich damals auch das Forsthaus des Försters der Teltow'schen Haide in Ruhleben, so daß es in jenen Tagen lebendiger dort zuzug, als heute. Auch die Umgebung war eine wesentlich

andere; wenn jetzt an der einen Seite erst am fernsten Ende des Horizontes die Wipfel des sogenannten Selbstang — eines meilenweiten Forstes — als düstige verschwimmende Linie auftauchen, und auf der andern nur schwache Ausläufer der Haide sich bis zu dem einsamen Gehöft hinziehen, so traten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Wald und Haide noch dicht heran an die Mauern von Ruhleben, das still und friedlich in den immergrünen Wipfeln der Kiefern verborgen lag.

In diesem einsamen Schloßchen nun wuchs Leaena auf, so recht ein Kind von Wald und Haide; ihre einzige Gesellschaft waren ihre Pflegeeltern, die Töchter des Försters und der alte Godeau. Der alte Godeau war eine wichtige Person für Ruhleben; aus Frankreich refügiert, hatte er sich dem Gärtnerhandwerk gewidmet und genoß der besonderen Gunst der neuen Königin, die ihm den Garten von Ruhleben anvertraut hatte. Eigentlich war der alte Godeau hauptsächlich Leaena's Erzieher, denn Frau von Dobrzanski war viel kränklich, und ihr Gemahl häufig in Berlin, Godeau aber war immer da, und Leaena lernte spielend französisch, die einzige Sprache, welche der Alte verstand; sie half ihm seine Blumen pflegen und warten, sie lauschte seinen Erzählungen aus dem alten Frankreich und lernte französische Lieder von ihm singen.

Ein Thema aber gab es, das sie nicht mit Godeau besprechen konnte, mit dem sie allein auf ihre Pflegemutter angewiesen war, nämlich Leo von Bippach, den ja Godeau nicht gekannt hatte. Frau von Dobrzanski hatte Leaena frühzeitig mitgetheilt, warum sie so heiße, und die lebendige Kinderseele hatte sich in einen förmlichen Cultus für den Mann hineingelegt, der ihr Wohlthäter war. Leo hatte aus dem Felde ein paar Mal Briefe nach Ruhleben gesandt, in denen er sich nach seinem Schützling erkundigte; diese Briefe und ein goldenes Ketten, das Leo ihr beim Abschied geschenkt, waren Leaena's höchste Schätze.

So blühte sie auf zur Freude der Pflegeeltern, die in ihr einen Ersatz für den ihnen verstorbenen Kindersegen fanden und im Herzen den Kammerjunker von Bippach segneten, daß er ihnen diesen Schatz anvertraute. Leaena liebte ihre Pflegeeltern aufs zärtlichste, aber mit noch größerer Dankbarkeit hing sie an dem Entfernten, dessen Bild freilich ihrem Gedächtniß entwunden war, das sie sich aber mit den leuchtendsten Farben ausmalte. Sie lernte von ihrer Pflegemutter, was einem Mädchen damaliger Zeit zu wissen nöthig war, also nicht eben viel, aber sie lernte es mit Eifer. „Wenn Leo zurückkommt, soll er sich über mich freuen“, sagte sie und überlegte, wann das wohl sein könne. Sie war nun schon ein ziemlich großes Mädchen, sie mußte ja, so weit sich das bestimmen ließ, über zwölf Jahre sein, und Leo hatte so lange Nichts von sich hören lassen. „Am Ende hat er sein kleines Mädchen ganz vergessen“, seufzte sie leise; sie hätte ihn so gern wiedergesehen.

Solchen Gedanken hing sie auch eines Morgens nach, als sie neben dem alten Godeau stand, der einen Kasten aufband und stützte. Die Sommerjonne schien hell auf ihr goldenes Haar, das, nur durch ein buntes Band zusammengehalten, über den weißen Hals und die noch etwas spigen Schultern floß; auch ihre Arme waren noch mager und edig, das Gesicht dagegen rund und freundlich. Es war noch ein Kind, das da dem alten Franzosen so eifrig zusah, aber dieses Kind hatte schon die Augen eines Weibes, große, braune, von hellen Wimpern verschleierte Augen. Diese hellen, goldigen Wimpern über den dunkeln Sternen gaben dem Gesicht einen eigenthümlichen Reiz.

„So still heut, mignonne“, fragte der alte Godeau, „wollen wir ein Lied miteinander singen?“

Leaena nickte. „Aber keins von den traurigen, Vater Godeau, eins aus dem lustigen Frankreich!“

Etwas schen sah Godeau um sich. „Als wir die verbesserte Religion annahmen, verstummten die Lieder, aber wir haben sie nicht vergessen, und hier zu Lande gilt's nicht für Sünde, sie zu singen.“

„Nein, nein“, drängte Leaena, „geschwind, Vater Godeau.“ Der Alte nahm das Köpfchen ab; „mein Lieblingslied“, sagte er und begann mit zitternder, aber reiner Stimme:

„Viens, aurore,
Je t'implore,
Je suis gai quand je te vois;
La bergère
Qui m'est chère,
Est vermeille comme toi!“

Und dann fiel Leaena in hellen klaren Tönen ein:

„Elle est blonde
Sans seconde,
Elle a la taille à la main,
Sa prunelle
Etincelle
Comme l'astre du matin.“

Sie klangen so wunderbar mit einander, diese beiden Stimmen, durchaus nicht schön, aber es lag etwas Rührendes darin, und tapfer sangen sie weiter:

„Les trois graces
Sur ces traces
Font naître un essaim d'amour,
La sagesse,
La justesse
Accompagnent ses discours.“

„Das war ein Lied aus dem lustigen Frankreich vom lustigen König Heinrich“, flüsterte der Alte, und die dunkeln Franzosenaugen bligten auf.

„Und doch weinst Du“, sagte Leaena leise und schmiegte ihr liches Köpfchen an eine Schulter.

„Das macht das Heimweh“, entgegnete er sanft, „ich denke immer an die Heimath, wenn ich es singe, und an Yvonne.“

Der Alte wandte sich ab, und Leaena ging langsam zum Garten hinaus. Yvonne, das war Godeau's Braut gewesen, die auf der Reise nach Deutschland gestorben, und Leaena wußte, daß der alte Godeau am liebsten allein war, wenn er an Yvonne dachte.

Die Mutter schlummerte noch, und Leaena wollte sie nicht stören, Arbeit gab's nicht für sie drinnen, und so schlenderte sie gemüthlich in die Haide hinein. Es war still unter den Kieferstämmen, die hier nicht so hoch und dicht standen, daß Leaena den Himmel nicht hätte sehen können; sie warf sich auf den Boden, der mit dünnem Haidekraut aller Art überzogen war, zwischen dem hie und da eine lichtblaue winzige Glockenblume aus dünnem Stengel im Morgenwinde hin und her schaukelte, oder die gelbe Blüthe des geheimnißvollen Johannisrautes mit den durchlöcher-ten Blättern fernzengerade über Gras und Moos sich emporhob.

Unverwandt starrte das Kind hinauf in den Himmel, und langsam begannen ihre Augen überzufließen; sie meinte, von dem hellen Licht, das durch die Wipfel brach, aber es war noch etwas Anderes. Sie hatte an Godeau gedacht und sein Heimweh, da war ihr plötzlich der Gedanke gekommen, daß sie nie Heimweh würde haben können, weil sie ja keine Heimath habe, und das gab

ihr einen Stich durchs Herz, der ihr die Thränen in die Augen trieb. Sie beneidete den alten Godeau um sein Heimweh, und wieder dachte sie: „Wenn nur Leo heimkäme, dann erführe ich vielleicht mehr.“ Sie erwartete nun einmal alles Glück ihres Lebens von ihrem Idol. Wie sie so dalag, auf ihren Arm gestützt, Leo's Bild sich mit den glänzendsten Farben ausmalend, unterbrach sie plötzlich eine tiefe Stimme in ihrem Sinn mit dem Ruf: „Holla, kleine Waise, wo gehst du nächste Weg nach Ruheleben?“

Leaena sprang auf ihre Füße, und ihr Erschrecken unter einer festen Miene verbergend, entgegnete sie: „Wenn Du mir's gleich ansiehst, daß ich eine Fee bin, so hättest Du auch wissen sollen, daß man Feen nicht also barisch anredet.“

Der Fremde, es war ein alter Herr in dunkeln Kleidern und schwer bewaffnet, mit grauen Haaren und Augen, ließ ein behagliches Knurren vernehmen und sprach dann mit spöttisch feierlichem Tone: „Verzeiht, holde Fee, straft mich nicht zu hart für mein Verbrechen, sondern zeigt Euch gütig und sagt mir, wo ich meinen theuren Freund, den Herrn von Dobrzanski finde.“

„Die Fee selbst will Euch nach Ruheleben führen, Herr von Strauß,“ kicherte Leaena.

„Donnerwetter,“ rief der alte Herr, „jetzt glaube ich an die Fee, denn wer anders könnte sonst meinen Namen wissen.“ „Folgt mir,“ gebot Leaena mit allerliebster Wichtigkeit, und der Alte gehorchte. Unterwegs aber vergaß Leaena ihre Feenrolle und erzählte lachend, sie habe ihren Pflegevater sagen hören, Herr von Strauß, sein alter Freund, sei in Spandau und werde ihn wohl besuchen; da habe sie sich nun gleich zusammengereimt, er müsse Herr von Strauß sein, denn des Vaters Beschreibung passe ganz auf ihn. Hand in Hand, als große Freunde, kamen Leaena und Herr von Strauß in Ruheleben an.

Herr und Frau von Dobrzanski waren sehr erfreut über den Besuch. Herr von Strauß war ein heiterer alter Herr, obwohl er diese Heiterkeit unter einem grimmigen Gesicht versteckte, und Leaena schien sein ganzes Herz gewonnen zu haben; es fiel dem klugen Kinde auf, daß er sie ein paar Mal mit ganz eigenen Augen ansah, als suche er etwas in ihrem Gesicht, was er nicht entdecken konnte. Die Heiterkeit des alten Herrn wurde sichtlich getrübt, als ihn Frau von Dobrzanski nach seiner Tochter fragte. „Arme Erdmuth,“ erwiderte er leise, „ihr Unglück macht sie immer bitterer.“

Leaena sah die traurige Miene des alten Herrn — sie hätte ihn so gern getröstet, sie wußte nur nicht wie; so lehnte sie denn nur ihre Wadenköpfe an seine Schulter und streichelte seine Hand.

Er verstand ihre Bewegung, aber wie um seine Rührung niederzukämpfen, griff er mit der Hand in ihr dichtes Haar und sagte scherzend: „Sie haben Recht gethan, Dich Leaena zu nennen, Du hast ja eine wahre Löwenmähne.“

„Mein Pächterchen Erdmuth hatte auch so schönes Haar,“ bemerkte Frau von Dobrzanski. Der alte Strauß zuckte zusammen und brachte das Gespräch auf etwas Anderes.

Später erfuhr Leaena, daß die Tochter des alten Mannes seit Jahren blind sei, und das zog sie noch mehr zu ihm hin. Er kam oft nach Ruheleben, so lange er in Spandau war. Später kam er noch öfter, er war ganz nach Spandau gezogen, lebte aber mehr in Ruheleben, als dort, seine Tochter war am liebsten allein; es herrschten da Verhältnisse, denen Leaena trotz allen Sinnes nicht auf die Spur kommen konnte.

Wenn etwas Leaena vermocht hätte, den alten Herrn noch mehr zu lieben, als sie es schon that, so war es die Entdeckung, daß dieser Leo gekannt hatte. Konnte sich dessen doch selbst der alte Godeau nicht rühmen, den übrigens der vorige Venz zu seiner Yvonne heimgeholt hatte.

„Wenn wir eher sterben, müssen wir Dir Leaena anvertrauen,“ sagte Herr von Dobrzanski einst, wozu Herr von Strauß ernsthaft nickte.

„Ich hab' das Mädchen lieb, als wär's mein eigen Fleisch und Blut,“ murmelte er.

Und da kam Leaena stürmisch zur Thür hereingeflogen, wie ihre Art war; sie hatte Herrn von Strauß heute noch nicht begrüßt und bot ihm nun lächelnd ihre weiße Stirn zum Kuß. Selbst, daß Leaena's Pflegeeltern nicht eifersüchtig über deren Liebe zu dem alten Herrn waren, aber es war Allen, als müsse es so sein.

Viertes Kapitel.

Wie die Blinde mehr sah, als die Scharfsichtigen, und Leaena ihre Mutter fand.

In der uralten Immediatsstadt Spandau steht ein düsteres, einer längst vergangenen Zeit angehöriges Haus, das nach einem daran befindlichen steinernen Wöndschkopf noch immer im Munde des Volkes der Wöndschkopf heißt. Der Wöndschkopf ist ein sogenanntes „Freihaus“, d. h. frei von Steuern und Abgaben, denn es gehörte ehemals dem Orden der Dominikaner von Köln an der Spree, den schwarzen Mönchen, wie sie zum Unterschied von den grauen Mönchen, den Franziskanern von Berlin, hießen, deren Kloster in der Jüdengasse stand. — Der Wöndschkopf war nach der Reformation an den Rath von Spandau, und von diesem im Jahre 1711 dem Herrn von Strauß verkauft worden.

An einem kühlen Märztag des Jahres 1713 war es ziemlich lebendig im Wöndschkopf, Diener und Mägde rannten hin und her, um ein Zimmer in Ordnung zu bringen, das dem Anschein nach auf längere Zeit einen Gast aufnehmen sollte. Ein Rämmerlein aber gab's im Hause, das wurde nicht berührt von all' dem Lärm, es lag nach dem kleinen Garten zu, den wohl noch die geistlichen Herren angelegt hatten, und die Zweige einer schmutzen Birke, jetzt freilich noch blätterlos und bereift, klopften an das einzige Fenster. Das kleine Gemach war so sauber und behaglich eingerichtet, die Flamme im Ramin leuchtete so traulich, daß über jeden Eintretenden das Gefühl des tiefsten Friedens kommen mußte. Und doch herrschte nicht weniger als Friede in diesem Räume.

In einem Lehnstuhl, von der Sonne beschienen, saß aufrecht eine Frauengestalt in starrer dunkler Seidenrobe, mit künstlich frisiertem Haar und reichem Schmuck an Hals und Armen. Die feinen Hände lagen gefaltet im Schooß, das Haar war ergraut, die Züge streng, fast hart, die Augen starrten ausdruckslos ins Leere — die Dame im Fenster war blind!

Erdmuth von Strauß beugte den Kopf lauschend vor, ihr Auge war erblindet, aber ihr Gehör scharf, sie vernahm deutlich, daß sich Schritte ihrem Zimmer nähern, daß die Thür desselben geöffnet wird.

„Was gibts, Vater?“ ruft die Blinde mit metallklarer und scharfer Stimme.

Herr von Strauß trat ein und, neben seiner Tochter Platz nehmend, sagte er mit bittender Stimme: „Mein alter Freund Dobrzanski ist seiner Gemahlin ins ewige Leben gefolgt, er hat die Trennung von seinem Könige nicht länger ertragen können.“

„Das habt Ihr mir schon erzählt, Vater,“ unterbrach Erd-

muth den Sprecher, „ist auch kein Wunder, denn unser lieber höchstseliger Herr war ein Fürst, wie wir ihn nicht wieder bekommen, er war noch aus der guten alten Zeit; ach, sie sind alle todt, unsere edle Sophie Charlotte, der König und so viele Andere; nur Dohna und Dandelmänn sind übrig geblieben.“

„Dohna will auf seine Güter in Preußen gehen.“ Die Blinde ließ ein spöttisches Lachen hören. „Er kann's nicht sehen, daß der Dandelmänn bei Hofe erscheint.“

„Erdmuth, mein liebes Kind,“ sprach Strauß, „ich wollte von etwas Anderem mit Dir reden.“

„Aber ich will von Dohna und Dandelmänn, von Wartenberg und Witzgenstein sprechen, die kenne ich besser, als die Leute von jetzt.“

„Erdmuth, ich möchte Dich um etwas bitten.“

„Bitten, Ihr, Vater? Ihr habt Nichts zu bitten; befehlt, Ihr habt ja sonst auch befohlen.“

Ihre Stimme klang schneidend scharf, und der alte Mann stöhnte: „O mein sanftes, süßes Kind, wie bist Du nur so geworden?“

„Wie ich so geworden bin,“ lachte Erdmuth mit demselben spottenden, seelenlosen, fast dämonischen Lachen, „das fragt Ihr, Vater, Ihr, der's am Besten weiß? Wo ist Argel, wo ist mein Kind, wo sind meine Augen? Das Alles habt Ihr mir genommen und nun fragt Ihr, warum ich hart und böse geworden bin.“

Der Alte antwortete nicht, sein Gesicht ward erbfahl, er beugte sich nieder zu der Tochter, und diese fühlte plötzlich einen heißen Tropfen auf ihrer Hand. Jetzt schrie sie auf, faßte nach der Hand des alten Mannes und flüsterte mit weicher Stimme: „Vergib mir, Vater; ach, Du weißt nicht, wie schrecklich es ist, blind zu sein.“

Der alte Mann drückte den Kopf der Tochter an seine Brust und seufzte: „Er war's nicht werth, daß Du um seinetwillen Dir die Augen ausweinst.“

„Kein Wort gegen ihn, Vater; wer trieb ihn dazu? Und wer weiß, ob er glücklich wurde!... Aber Ihr wolltet etwas von mir.“

„Ja, Kind, ja, Dobrzanski hinterließ ein Pflegekind, eine Waise, die nicht eine Seele auf Gottes Erdboden die ihre nennt; ich wollte sie zu mir nehmen, sie kann Dir zur Gesellschaft dienen.“

Die Blinde richtete sich wieder ferkengerade aufrecht, wie sie vorher gesessen, und sagte mit der alten Härte: „Ich brauche Niemand, aber meinethwegen nimme sie her.“

„Sie ist schon hier.“

„Mir ist's recht, wenn ich sie nur nicht um mich haben soll.“

„Ich will keine fremden Leute.“

„Sei gut gegen sie, Erdmuth, denke, sie hat ihre Mutter nie gesehen.“

„Was will das sagen! So manches Kind hat seine Mutter nie gesehen, aber ich habe mein Kind nie gesehen!“

„Dein Kind starb —“

„Es starb nicht, ich weiß es, Vater, ich weiß es schon lange, aber ich weiß auch, daß Ihr's nicht mehr zu finden vermochtet, selbst wenn Ihr wolltet — still, ich habe Euch auch dies vergeben.“

„Aber nicht vergessen,“ seufzte im Weggehen der alte Herr.

Woran dachte die Blinde, wenn sie so stundenlang allein saß? An ihr Leid dachte sie, an ihr eigenes Weh. Auch heute war sie nur mit sich beschäftigt, ihren Vater und dessen Bitte hatte sie vergessen. Sie lehnte sich zurück in ihren Sessel und ließ die Wimpern über die erstorbenen, einst so schönen Augen sinken; ihre Gedanken wanderten von einem Grabe zum andern: die in Wirklichkeit viele Meilen von einander ruhten, im Geist der Blinden lagen sie beisammen wie auf einem großen Kirchhof. Leise begann sie zu singen das alte Reiterlied: „Kein schön'rer Tod ist auf der Welt“, — „das war des Alvensleben Lieblingslied,“ dann sang sie wieder das schöne Lied: „Innspruch, ich muß Dich lassen,“ „das hat der Armin so oft gesungen“, — „charmant Gabrielle“ klang Heinrich's IV. süßes Liebeslied von ihren Lippen, „das war Kolb von Wartenberg's Liebling, auch er ist heimgegangen, der schöne glänzende Mann, gestürzt von denen, die er erhob“, — und so sang sie weiter, und bei jedem Liede tauchte die Gestalt eines Heimgegangenen auf vor ihrer Seele, sie sprach mit diesen Gestalten, sie lachte und weinte wieder mit ihnen in Gedanken: — das war der Zeitvertreib der Blinden.

Auch heute hatte sie so eine ganze Weile in gedämpften Tönen vor sich hingefungen und mancher süß-schmerzlichen Erinnerung nachgegangen, — sie war ja einst eine gefeierte Schönheit gewesen — als sie plötzlich ihr Haupt höher erhob und wie zögernd eine Melodie begann, aber plötzlich innehielt. „Sein Lied,“ zog es durch ihre Seele, „ich habe es lange nicht gesungen, aber ich will es wieder singen, ich will es!“ Und entschlossen begann sie, lauter, als bisher, zu singen:

„Ein getreues Herze wissen
Satz des höchsten Schages Preis;
Der ist selig zu begrüßen,
Der ein solches Kleinod weiß.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herz.“

Thräne auf Thräne stieß aus den erloschenen Augen, die Brust hob sich krampfhaft, was mochte die Blinde bewegen? „Er sang von treuen Herzen und war doch treulos,“ flüsterte sie — da legte sie plötzlich Etwas auf ihre gefalteten Hände, die blinden Augen sahen unendlich wie in weiter Entfernung einen goldenen Schimmer, und eine weiche Stimme sprach: „Ich weiß auf der ganzen Erde kein treues Herz, ich bin einsam und allein, willst Du mir's nicht vergönnen, mich an das deine zu legen?“

Erdmuth von Strauß konnte die schlanke blonde Gestalt mit den braunen Rehaugen nicht sehen, deren Köpfechen in ihrem Schooß lag, aber es mußte etwas in der Stimme liegen, das ihr auffiel, denn fast schreiend fragte sie: „Wer bist Du?“

„Leaena, das Pflegekind des Lieutenant's von Bippach.“

„Bippach,“ rief Erdmuth, „er war sein Freund, der Name Bippach hat guten Klang in meinen Ohren, um seinetwillen heiße ich Dich willkommen.“

„Leo, Leo,“ jauchzte Leaena, „überall bringt mir Dein Name Glück.“

„Es ist der Name eines rechten Cavaliers,“ sagte Fräulein Erdmuth stolz.

„D, erlaubt mir, Eure Hand zu küssen für dies Wort,“ rief Leaena in ihrer lebhaften Weise. Warum bebte die Blinde plötzlich, als die Lippe des Mädchens ihre Hand berührte? Sie wußte es selbst nicht, aber sie schlang, wie aus innerem Antriebe, beide Arme um die hohe, jugendliche Gestalt und Leaena drückte den Kopf fest an ihre Brust.

„Du hast reiches und weiches Haar,“ bemerkte Erdmuth nach langer Pause, Leaena's Locken streichelnd, die diese noch immer fessellos über den Nacken herabwallend, eigentlich gegen die Sitte der Zeit, trug, „wie sieht's aus?“

„Gelb,“ lachte Leaena, „wie das Strohhauch auf dem Ruhelebner

Ställen; meine liebe selige Pflegemutter sagte freilich immer, wie Gold.“

„Ich hatte einst auch goldenes Haar,“ sagte wehmüthig die Blinde. „Was hast Du für Augen?“

„Braune, aber das eine ist ein ganz klein wenig dunkler, als das andere, und meine Wimpern sind blond!“

„Kind,“ schrie Erdmuth plötzlich auf, „hast Du zu den blonden Wimpern dunkle Brauen, sehr scharf gezeichnete Brauen, über dem rechten helleren Auge stärker, als über dem linken dunkleren, so daß der Unterschied der Augen dadurch fast verschwindet?“

„Aber mein Gott, wo habt Ihr mich schon gesehen?“ fragte Leaena angstvoll, denn die Blinde rang mühsam nach Athem, „ich war ja noch nie bei Euch.“

Sie bekam keine Antwort, todtbleich, ohnmächtig lag Erdmuth in ihrem Sessel.

Leaena rief das ganze Haus zusammen, man brachte die Ohnmächtige wieder ins Leben, aber diese wünschte ganz allein und ungestört zu sein. Nach einigen Stunden ließ sie ihren Vater diesen Vorfall sehr erschrockenen Vater rufen und begann ein langgezogenes Gespräch mit ihm, das einzig und allein von Leaena handelte, wann sie in Dobrzanski's Haus gekommen, wann Bippach sie gefunden, wo er selbst sie kennen gelernt hatte? Herr von Strauß beantwortete alle diese Fragen so gut er konnte, wenn auch mit einiger Verwunderung über das plötzliche Interesse der Tochter an seinem Schicksal, und obgleich er gar nicht begriff, was Leaena mit der Ohnmacht derselben zu thun hatte.

Die Farbe war noch nicht wieder auf Erdmuth's Wangen zurückgekehrt, sie sah aus wie ein abgeschiedener Geist, so bleich und starr wie damals, als Leo sie zum letzten Male sah. Herr von Strauß hatte Alles erzählt, was er wußte; da legte sie ihre Hand, sie war kalt wie Eis, auf die seinige und sagte mit durchdringender Stimme: „Vater, bei der Liebe, die Ihr einst zu meiner seligen Mutter im Herzen trug, schwört mir, daß Ihr mir eine Frage der Wahrheit gemäß beantworten wollt.“

„Ich kenne die Frage, Erdmuth —“

„Still, schwört, Vater, und es kann Vieles wieder gut werden; schwört Ihr nicht, so seid verflucht, daß ich den Abend nicht erlebe.“

Draußen legten düstere Wolken über den Winterhimmel und verdunkelten die bleiche Winter Sonne, die Reste der Birke lachten, Erdmuth's Gesicht ward immer weißer, ein kalter Schauer ging durch die Seele des alten Herrn und leise sagte er: „Ich schwöre.“

Erdmuth sprang auf, hochaufgerichtet stand sie vor ihrem Vater, über ihr Gesicht flog und zuckte es, die ganze Gestalt bebte. „Vater,“ sprach sie dann ganz langsam mit unnatürlich ruhiger Stimme, „stirb mein Kind in der Nacht, da es geboren ward?“

„Nein.“ Kein Ohr, ausgenommen das der Blinden, hätte dieses leise Nein vernahmen können, sie hatte es gehört und fragte weiter: „Was wurde aus meinem Kinde?“

„Ich brachte es zu armen Leuten nach Berlin, eines Tages waren sie verschwunden, mit ihnen Dein Kind. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden; ich wollte nun Dein Herz nicht mehr mit Hoffnung und Angst beschweren, darum blieb ich bei meinem ersten Spruch, es sei todt.“

Erdmuth hatte den letzten Satz kaum gehört, sie fragte weiter: „In welchem Jahr verschwand jene Leute?“

„Anno 1700.“

„Leaena, Leaena,“ rief mit heller Stimme die Blinde, nach der Thür gehend und sie öffnend; sie wußte in ihrem Zimmer sehr gut Bescheid. Wie ein Pfeil kam das Mädchen herbeigestürzt, das während der ganzen Zeit in schmerzlicher Sehnsucht nach ihren todtten Pflegeeltern geweint hatte.

„Wann fand Dich der Lieutenant von Bippach?“ stöhnte die Blinde.

„In der Nacht des letzten Mai Anno 1700,“ entgegnete Leaena, etwas verwundert über die Frage.

„In jener Nacht?“ schrie Erdmuth auf, „nein, nein, ich will nicht zweifeln, sie ist es!“

Sie trat auf Leaena zu, da faßte Herr von Strauß ihren ausgestreckten Arm: „Um Gotteswillen, was geht in Dir vor, Erdmuth? nimm Dich in Acht.“

„Laßt mich, Vater, habt Ihr sie nicht lieb gewonnen vom ersten Augenblick an, da Ihr sie saht, das selbe Kind, das Ihr einst unbarmherzig verstoßen? Sprach nicht seit lange eine Stimme für sie in Eurer Brust, ging's nicht wie ein Krampf durch meine Seele, als ihre Lippen meine Hand berührten? Und als sie von ihren Augen sprach, o, ich habe sie nicht gesehen, aber sie hat keine Augen und mein Haar — nein, Vater, ich täusche mich nicht. Leaena, tritt ganz dicht vor mich hin.“

Zitternd gehorchte das Mädchen, sie hatte das alles nicht verstanden, eine Ahnung von etwas Ungewöhnlichem lag auf ihrer Brust. „Sieh mich genau an,“ sprach Erdmuth weiter mit leuchtendem Antlitz, wie von einem anderen Geiste getrieben, „weißt Du, wer ich bin?“

Da war's, als schlug ein Blitzstrahl vor dem Mädchen nieder oder als habe sie eine Offenbarung von oben: mit einem lauten Schrei umschlang sie die Blinde, und „Mutter“ klang es von ihren Lippen.

„Mein Kind, mein Kind,“ jauchzte Erdmuth, „meine — Vater,“ rief sie dazwischen, und ein schneidendes Weh klang aus ihrer Stimme, „ich weiß nicht, was mein Kind heißt! Wie liebet Ihr's taufen?“

Eine Mutter, die nicht weiß, wie sie ihr Kind rufen soll! Der alte Mann stürzte ins Knie vor seiner Tochter und stammelte: „D vergib mir, ich wußte nicht, was ich that.“

„Wie heißt mein Kind?“ wiederholte sie.

„Gertrud,“ entgegnete der Alte zitternd.

„Gertrud, Gertrud, mein Kind,“ und jetzt erst brach Erdmuth in heißes Weinen aus, „Gertrud von Wardenfels, nun hast Du einen Namen und eine Mutter, den Namen beschließt Du für immer, die Mutter nur für kurze Minuten.“

„Mutter, Mutter!“ es war das Einzige, was Leaena sagen konnte, Erdmuth aber sprach weiter:

„Wenn Du Deinem Vater begegnest, so sage ihm, ich hätte ihm vergeben. Vater, das Unglück hatte mich böse gemacht, vergibt Euch mir, wie ich Euch vergeben habe. Und jetzt laßt mich sterben.“

Laut schreiend warfen sich Herr von Strauß und Leaena auf die Blinde — wie kam sie darauf? Erdmuth aber zog das Mädchen an sich und flüsterte: „Es ist zu viel, ich kann's nicht überleben, aber Deine Mutter segnet Dich, mein Kind!“

Schwer und kalt fiel ihre Hand auf des Mädchens Haupt, die blinden Augen blickten starr in die Weite, aber wie Sonnenschein lag's auf ihrem Gesicht: die Mutter war heimgegangen in ihres Kindes Armen.

So fand Leaena ihre Mutter! —

(Schluß folgt.)

Soll die Frau müssen?

John Stuart Mill über die Stellung der Frauen *).

Der berühmte englische Philosoph und Parlamentsredner, die erste Autorität im Gebiete der politischen Oeconomie oder Volkswirtschaftslehre, John Stuart Mill, hat seine Uebersetzung hinsichtlich der Frauenfrage in einem Buche niedergelegt, das unter dem Titel *The Subjection of Women* vor Kurzem im englischen Buchhandel erschienen ist.

„Das Princip,“ heißt es gleich im Anfang, „das Princip, welches die obwaltenden socialen Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern regelt, das der rechtmäßigen Unterordnung des einen Geschlechtes unter das andere, ist an sich selbst ein Unrecht und gegenwärtig eins der Haupthindernisse für den menschlichen Fortschritt; an seine Stelle sollte ein Princip vollkommener Gleichheit gesetzt werden, das weder Gewalt oder Vorrecht auf der einen, noch legale Incompetenz auf der andern Seite duldet.“

Es wird unsern Leserinnen schon aus diesem einen Satz klar, daß das Buch zur Streitsache sich „radical“ verhält und die Frage im Sinne der kühnsten Emancipationistinnen beantwortet. Es ist mit der Wärme der Uebersetzung geschrieben, ohne die classische Ruhe und Klarheit vermissen zu lassen, welche die Schriften dieses bedeutenden Geistes auszeichnen. Wie schwierig es sei, seinen Anschauungen von der Frauenfrage beim Publikum Eingang zu verschaffen, ist der Verfasser sich wohl bewußt. Es handelt sich hier um einen Kampf mit Gefühlen, welche die innersten sich und fester wurzeln, als alle, denen menschliche Einrichtungen und Gewohnheiten noch Schutz verleihen.

Bei jedem andern Streit, wo es sich um Freiheiten handelt, hat derjenige, welcher für Einschränkungen ist, seine Behauptung zu begründen. Die Vermuthung spricht von vornherein zu Gunsten der Freiheit. Wenn aus juristischen oder politischen Gründen Jemand Einspruch erhebt gegen die freie Handlungsweise eines Anderen, wenn er ihm gegenüber ein besonderes Recht oder Privilegium in Anspruch nehmen will, so muß er den Grund, auf welchen seine Behauptung sich stützt, beweisen. Bei der vorliegenden Frage aber wäre es ein nutzloses Verlangen, daß diejenigen, welche den Männern das Befehlen, den Frauen das Gehorchen zutheilen und jene für fähig, diese für unfähig zum Herrschen erklären, ihre Behauptungen beweisen, denn wenn sie es auch nicht können, werden sie deshalb von den Meisten doch nicht Unrecht bekommen. In unserem Fall muß vielmehr derjenige, welcher wider die Beschränkungen ist, den Beweis für sich und gegen Jene führen; und wenn er nun auch alle gegnerischen Behauptungen widerlegt und alle eigenen begründet hat, so ist von seiner Seite damit doch noch Nichts erreicht, denn wo es sich um Ueberkommen handelt, und fast die allgemeine Meinung auf der einen Seite steht, da kann man von einem Appell an die Vernunft nur hoffen, daß er bei einigen hervorragenden Geistern Eindruck mache.

Gegen das herrschende System, welches die Frauen den Männern unterordnet, kann man die Erfahrung als entscheidende Instanz nicht anrufen, denn noch hat niemals und nirgend das andere System, das der völligen Gleichheit, geherrscht. Auch verdankt das erstere seinen Ursprung nicht etwa einer bewußten Ueberlegung, welche die Vortheile oder Nachtheile beider gegen einander abgewogen hätte, sondern es ist lediglich die Fortsetzung der Thatfache, daß die Frau seit Menschengedenken in Untermännlichkeit zum Manne gestanden hat. Dank erleuchteten Denkern und dem allgemeinen Fortschritte der Gesellschaft, ist die Sklaverei des männlichen Geschlechtes fast in allen christlichen Ländern abgeschafft worden, und hat auch die Knechtung des weiblichen nach und nach eine mildere Form angenommen. Gleichwohl hat die Frau an dieser uranfänglichen brutalen Vergewaltigung noch zu leiden, während über alle anderen menschlichen Verhältnisse die Gerechtigkeit wacht und die Humanität gehört wird. Und eben auf diese Lebensfähigkeit der weiblichen Untermännlichkeit im Vergleich zu anderen schlechten, aber deshalb auch längst überwundenen Institutionen gründet sich das Vorurtheil für sie, und darum klingt der Menge die Verschönerung so fremd, daß die rechtliche Ungleichheit zwischen Männern und Frauen sich einzig und allein aus dem Recht des Stärkeren herleiten lasse.

Wie so aber kommt es, könnte man fragen, daß gerade dieser Abstieg des Faustrechts (Faustrechts im wahren Sinne des Wortes) noch blüht und gedeiht? Dagegen ist zu erinnern, daß Nachthaber, welche anfänglich nur durch größere physische Kraft sich behaupteten, ihrer Herrschaft nicht eher zu entgehen pflegen, als bis die Unterdrückten hinwieder die physische Stärke verloren haben. Was nun die Frauen betrifft, so hat ein solcher Wechsel der physischen Gewalt nicht stattgefunden und kann auch nicht wohl stattfinden. Demzufolge und aus noch manchen anderen charakteristischen Gründen wird dieser letzte grüne Zweig am morischen Stamm des Rechts des Stärkeren lang noch sich halten, bis die öffentliche Discussion den Ursprung und wahren Charakter des ganzen Systems (der Ungleichheit) und seinen Widerspruch mit der modernen Bildung und Gesittung bloßgelegt haben wird.

Auch wende man nicht ein, die Herrschaft des männlichen Geschlechtes über das weibliche sei naturgemäß, beruhe nicht bloß auf gewaltthätiger Anmaßung. Welche Gewaltherrschaft ist Denen, die sie ausüben, nicht als eine naturgemäße erschienen? Aristoteles nannte die Herrschaft der Griechen über alle anderen Völker eine naturgemäße. Die Sklavenshalter in den amerikanischen Südstaaten riefen noch vor wenigen Jahren Himmel und Erde zu Zeugen dafür an, daß die Herrschaft der weißen Race über die schwarze eine naturgemäße, daß die letztere der Freiheit unfähig und zur Knechtschaft bestimmt sei; ja, sie gingen so weit, zu behaupten, daß die Freiheit der Handarbeiter überall, wo sie bestünde, der natürlichen Ordnung der Dinge zuwider sei. Unnatürlich bedeutet in diesen und ähnlichen Fällen nur so viel, als gewohnheitswidrig; natürlich erscheint Einem der Zustand, den man gewohnt geworden ist. So ist auch die Unterthänigkeit der Frauen den Männern eine gesellschaftliche Gewohnheit, und ganz natürlich erscheint ihnen ein Aufgeben derselben als unnatürlich. Fremden Völkerschaften in entlegenen Theilen der Erde dünkt es, wenn sie zuerst von England hören, unnatürlich und unglaublich, daß dort eine Frau regiert. In England selbst findet man nicht das mindeste Unnatürliche darin, weil wir daran ge-

wöhnt sind. Andererseits halten wir es jetzt für unnatürlich, daß Frauen Soldaten oder Parlamentsmitglieder sein sollten; in den feudalen Zeiten hingegen erschienen Krieg und Politik nicht als unnatürliche Beschäftigungen für Frauen, weil sie nichts Ungewöhnliches für jene waren; es schien damals natürlich, daß die Frauen der bevorrechteten Classen eine männliche Stellung einnahmen, ihren Ehemännern und Vätern nur an leiblicher Stärke untergeordnet waren. Die Unabhängigkeit der Frauen erschien den Griechen weniger unnatürlich, als anderen Völkern des Alterthums. Wenn die Amazonen auch nur der Sage angehören, so galten sie doch den Griechen für historisch; die spartanischen Frauen nahmen vor dem Gesetze zwar eine ebenso untergeordnete Stellung ein, als die Frauen in den anderen griechischen Staaten, thatsächlich waren sie jedoch weit freier, sie nahmen Theil an den Leibesübungen der Männer und legten hinlänglich Beweis dafür ab, daß sie die natürliche Befähigung für dieselben besäßen. Plato wird daher auch, neben seinen weiteren Gründen, in den spartanischen Frauen einen lebendigen Beleg für seine Lehre von der socialen und politischen Gleichheit der beiden Geschlechter gefunden haben.

Auch von dem letzten Einwande Stuart Mill's gegen das herrschende System wollen wir noch Notiz nehmen. Man könnte sagen, die Herrschaft der Männer über die Frauen beruhe dennoch nicht auf Gewalt, sondern sei eine freiwillig von den Frauen geduldete; diese beklagten sich nicht über dieselbe und seien als stillschweigend zustimmende Partei zu betrachten. Darauf ist indessen zu erwidern, daß eine große Anzahl von Frauen die Herrschaft nicht so freiwillig hinnehmen. Unter Versäßer könnte eine Reihe schriftstellerischer oder publicistischer Frauen anführen, welche Protest gegen die gegenwärtige sociale Stellung des Weibes erhoben haben oder erheben. Dem englischen Parlamente wurde eine mit Tausenden von Unterschriften bedeckte Frauenpetition (Mill selbst war der bereitede Fürsprecher derselben) eingereicht, welche um Zulassung zum parlamentarischen Stimmrecht nachsucht. In öffentlichen Frauenmeetings wurde der Anspruch der Frauen auf gleiche Ausbildung und in denselben Fächern, wie sie den Männern gewährt werde, begründet, desgleichen auf Zulassung zu allen Berufs- und Beschäftigungszweigen, welche bis jetzt nur erst für die Männer da seien. In den Vereinigten Staaten agitiren periodische Frauenversammlungen für die Rechte der Frauen, und ein zahlreicher Verein von solchen zur Erlangung des politischen Wahlrechts hat sich dort gebildet. In Frankreich, Italien, in der Schweiz und in Rußland geben sich gleiche Bestrebungen kund. — Von Deutschland schweigt unser Verfasser, wahrscheinlich schließt er aber die deutschen Frauen mit ein, wenn er vermuthet, daß Frauen ohne Zahl ähnliche Wünsche im stillen Herzen bergen, und daß sie diese auch kundgeben würden, wenn man sie nicht so eifrig belehrt, daß Vergleichen mit den Eigenthümlichkeiten weiblichen Wesens im Widerspruch stehe. Wird doch den Frauen von ihren Mädchenjahren an der Glaube eingepflanzt, daß das Ideal ihres Charakters ein dem Ideale des männlichen völlig entgegengesetztes sei; nicht Selbstwille und Selbstherrschaft, sondern Unterwerfung und Ergebung in den Willen Anderer sei ihr Ideal, ihre Pflicht oder ihre Natur sei, für Andere zu leben, Selbstentfaltung zu üben und nur den ihnen eigenthümlichen Neigungen zu leben. Und unter letzteren, den einzigen, welche man ihnen gestattet, werden solche zu den Männern, mit denen sie verbunden sind, und zu den Kindern, welche ein neues unerschöpfliches Band zwischen ihnen und dem Manne knüpfen, verstanden. Wenn wir die drei Thatfachen zusammen erwägen — erstlich die natürliche Anziehung zwischen den verschiedenen Geschlechtern, zweitens der Frau gänzliche Abhängigkeit vom Ehemanne, welcher ihr jede Freiheit und jedes Vergnügen verwehrt oder gestattet, und drittens den Umstand, daß das erste Ziel menschlichen Strebens, Beachtung, sowie alle anderen Ziele menschlichen Ehrgeizes im Allgemeinen von ihr nur vermittelt des Mannes gesucht oder erlangt werden können, wäre es da nicht ein Wunder, wenn anziehend und reizend für Männer zu erscheinen nicht der Endzweck und Mittelpunkt der Polarstern weiblicher Erziehung und Charakterbildung wäre? . . .

(Schluß folgt.)

[2515]

Sonnabend ist's zu spät.

„Also Mittwoch, wirklich nächsten Mittwoch?“

„Ja, nächsten Mittwoch, aber nur, wenn es nicht regnet! Denn der Weg ist weit dahinaus, die Wiese liegt feucht, und meine Schuhe sind zerrissen. Mutter sagt, ich hätte mich neulich nur deshalb erkältet.“

„Hast Du bloß das eine Paar, Franz?“

„Ja, nur das eine. Ach, ich würde schon ein Paar schöne neue haben, wenn ich das Geld dazu nicht verloren hätte. Und Vater ist so streng mit mir; er sagt, nun könnte ich die alten tragen, bis sie mir von den Füßen fallen.“

„Aber wie hast Du denn das Geld verloren?“

„Ich hatte ein Loch in der Tasche, da ist's durchgerutscht, und ich merkt es erst, als ich auf dem Weg zum Schuhmacher war. Freilich Mutter sagt, sie würde das Loch zugenaht haben, wenn ich ihr Abends die Zude gebracht hätte. Doch ich vergaß es stets oder dachte erst im Bett daran und dann war ich zu faul, noch einmal aufzustehen. Aber nun Adieu, Heinz, 's ist Zeit zur Schule.“

„Adieu, Franz, und bitte, bitte, vergiß nicht auf den Mittwoch.“

„Sei unbesorgt.“

„Und bringe mir ja ein paar Schlüsselblumen, mit der Wurzel aber! Eine oder zwei nur — ach! ich will sie so gut pflegen und begießen, daß sie fortkommen, mag's hier auch dunkel sein! Siehst Du, einige von den Nissen, die mir Deine Tante schenkte, sind fortgekommen.“ — und Heinz zeigte mit seiner mageren Hand nach dem Fensterbrett zunächst seinem Lager — „aber eine Handvoll Schlüsselblumen von unserer Wiese sind mir lieber, als alle Blumen der Welt.“

„Du sollst sie haben,“ rief Franz im Weggehen und nickte mit lustigen Augen zum Bett des kranken Knaben zurück. Dann schloß er die Thür und sprang leichtfüßig die Treppe hinab auf die Straße.

Ja, es war dunkel im Zimmer des Kranken, trotzdem sein Lager dicht am Fenster stand; denn voller goldener Sonnenschein kam nie in diesen Raum. Vor dem Fenster strahlte ein steiles Gießerdach, dessen düsteres Grau Nichts unterbrach. Keine Schwalbe baute hier ihr Nest; selbst das war selten, daß sich ein Sperling flüchtig darauf niederließ.

Und was erregte den Blick des Kranken im Innern des kleinen Gemachs? Zwischen dem Bett und der Wand gegenüber war nur noch Raum für einen Stuhl; die Wände selbst, weiß

gestrichelt, hatten keinen Schmuck. In dieser ungasstlichen Klausur hatte der arme Knabe die düstern Tage und langen Nächte des Winters hindurch gelegen, ohne Klage — so still, man konnte manchmal denken, er sei gestorben.

Und er war ein Sterbender, der arme Heinz.

Einst, als er auf dem Lande lebte, war er gesund und lustig, hatte ein rundes lachendes Gesicht und frische rothe Backen; seine Freude war es, die Heerde auf die Wiese zu begleiten und auf der Wiese nach Schlüsselblumen und Veilchen zu suchen.

Damals, in jenen sonnigen Tagen kindlichen Glücks, hatte er auch eine Mutter gehabt, eine Mutter, so gut, so schön, so sanft zu ihm, und einen Vater, Heinzens Stolz. Aber Beide waren gestorben, von ihm gegangen, Vater und Mutter, und die alten guten Zeiten mit ihnen. Und Heinz war jetzt ein armes, verlassenes, krankes Kind, das auf seinem Schmerzlager sich zu sterben sehnte.

Nicht als ob die Frau, welche die Sorge für Heinz übernommen hatte, lieblos gewesen wäre. Eine entfernte Verwandte des Vaters, fühlte sie Mitleid für den Knaben. Aber sie hatte ihre Beschäftigung und war sehr sparjam. Jeden Morgen ging sie in die Fabrik und kehrte Mittags nur für eine kurze halbe Stunde zurück, um dem Kranken sein Essen zu geben. Mehr, als die knappe Summe betrug, welche wohlthätige Menschen für Heinzens Unterhalt zusammengebracht hatten, und die sie in monatlichen Raten ausgezahlt erhielt, sollte er ihr nicht kosten.

Heinz machte ihr wenig Umstände. Er hatte ein schüchternes, zaghaftes Gemüth, und getraute sich nicht, um Etwas zu bitten oder gar Etwas zu verlangen.

Einz ahnte freilich Niemand, mit welcher Leidenschaft die Gedanken des Knaben bei der Erinnerung an die verlorenen Freuden seiner Kindheit weilten, und wie schmerzlich er sich danach sehnte, einmal wieder einen Strauß rothen Haidekrauts von dem Hügel hinter dem Elternhause sein nennen zu können oder eine Handvoll Blumen von der Wiese.

Doch nun sollte ja dieser Herzenswunsch in Erfüllung gehen. Franz, dessen Tante in demselben Hause, gerade unter Heinz wohnte, hatte versprochen, den freien Mittwochnachmittag zu einem Spaziergang nach Heinzens Heimathsdorf zu verwenden und ihm einen Strauß Schlüsselblumen von dort mitzubringen.

Franz besaß ein gutes und weiches Herz. Jemand in Leid und Noth zu sehen, ging ihm aufrichtig nahe, und er war gern zu helfen und zu trösten bereit. So auch jetzt: als er von dem kranken Heinz wegging, frohlockte er innerlich darüber, daß er diesem werde eine Freude machen können. Aber mit solch edlen, ungestümen Herzensregungen verband sich leider ein Hang zur Vergesslichkeit und Trägheit. War Etwas gleich zu thun, unmittelbar nach gefasstem Vorsatz, so geschah es bestimmt; hatte es jedoch Zeit, so erkaltete sein Eifer, und er kam dann gar nicht mehr, oder erst zu spät dazu.

Als Franz aus der Schule nach Hause zurückkehrte, traf er die Mutter an der Hausthür. „Ich habe auch Dich erwartet,“ sagte sie. „Der gute Heinz hat Dir durch die Tante ein Paar schöne feste Schuhe geschickt. Du müchtest nun aber ja Dein Versprechen am Mittwoch halten.“

„Ein Paar Schuhe für mich?“ rief Franz. „Der gute arme Heinz!“

„Was ist denn das mit Mittwoch?“

„Ich versprach ihm, diesen Mittwoch in sein Heimathsdorf zu gehen und ihm von da einen Strauß Schlüsselblumen mitzubringen. Ich glaube, er hat mir die Schuhe geschickt, weil ich ihm sagte, die meinigen seien zerrissen, und er denkt wohl, er selber werde sie nicht mehr brauchen.“ Und Franz war das Weinen nah.

„Armer Junge!“ sagte die Mutter mitleidig. „Wirst Du auch Dein Versprechen halten, Franz?“

„Gewiß!“

Der Mittwoch kam, ein schöner sonnenheller Tag. Franz, die neuen Schuhe an den Füßen, machte sich auf den Weg, mit der festen Absicht, des Kranken Wunsch zu erfüllen. Dennoch dünkte es ihm schon wie ein Opfer, das er bringen sollte.

Am Wege nach dem Dorf lag ein kleiner See, wo Röhre vermiehet wurden, ein beliebtes Ziel der Stadtknaben an freien Nachmittagen. Auch heute waren hier Kameraden, und es bedurfte nicht allzugroßer Ueberredungsarbeit von ihrer Seite, dem jungen Pilgrim eine Bootfahrt in Gesellschaft erprießlicher darzustellen, als den einsamen Gang nach dem Dorf.

Aber zur vollen Lustigkeit kam Franz an diesem Tage doch nicht. Immer lag es wie ein Schatten auf seinem Gesicht, und ein Stein lastete auf seinem Herzen. Und Abends, als die Mutter ihn mit leeren Händen zurückkommen sah und ihm Vorwürfe machte, daß er sein Versprechen also doch nicht gehalten, schlich er sich still in seine Kammer, zog Heinzens Schuhe aus und weinte.

Den folgenden Tag schämte sich Franz, den kranken Freund zu besuchen. Doch am Freitag mußte er für seinen Vater Etwas bei der Tante besorgen und da hörte er denn, was ihm für den ersten Moment fast das Herz still stehen machte.

Heinz war im Nachtleid die Treppe heruntergekrochen bis zur Wohnung der Tante, hatte die Zimmerthür ein wenig aufgemacht, mit seinem bleichen Gesicht und seinen traurigen Augen rings umhergesehen und gefragt: „Ist Franz hier?“ Aber ehe man ihm noch antworten konnte, war er an der Schwelle niedergegenken; ohnmächtig hoben sie ihn auf und trugen ihn in sein Bett zurück. „Und das Alles um ein paar Blumen, die Du ihm versprochen hattest,“ sagte die Tante in strengerem Tone, als sonst ihre Art war, „Du solltest Dich schämen, Dein Wort nicht gehalten zu haben.“

Am Sonnabend traf der Mittag schon den reuigen Franz auf dem Wege nach dem Dorfe, und diesmal ließ er sich nicht verlocken. Er hatte Blumen die Fülle, als er Abends vor seines Freundes Hause stand.

Da seine Tante nicht in ihrer Wohnung war, stieg er so gleich die Treppe zu Heinz hinauf. Das Herz pochte ihm hörbar, obzwar er wußte, wie erwidert er dem Kranken kommen würde. Er klopfte nicht an, sondern öffnete rasch die Thür und hielt die Blumen vor sich hin. „Heinz,“ sagte er dann leise und schüchtern, „hier sind die Blumen, die ich Dir versprach; ich bringe sie sehr spät, aber dafür sind sie auch prächtig schön!“

Heinz antwortete Nichts.

Nach einer bangen Pause fragte Franz: „Schläfst Du?“

Keine Antwort.

Franz fühlte einen Schauer durch seinen Körper gehen, vom Kopf bis zu den Füßen. Leise schlich er durch die Kammer und stand nun neben dem Bett. „Ich bringe Dir Deine Blumen, Heinz,“ hauchte er mit zitternder Stimme.

Aber — keine Bewegung der mageren Hände, die, wie zum Gebet gefaltet, auf dem Herzen ruhten; kein Strahl der Freude

*) Anm. der Red. Seitdem vorliegender Artikel geschrieben worden, in welchem wir übrigens noch jedes Raisonnements uns enthalten und nur Mill's eigene Ansichten im Auszuge mittheilen, ist auch eine deutsche Uebersetzung des Buches erschienen: Die Gerechtigkeit der Frau, von John Stuart Mill. Aus dem Englischen überf. von Jenny Hirsch. (Berlin, Verlag von Berggolds.) Preis 1 Thlr. Wir machen Alle, welche sich mit der interessanten Schrift bekannt zu machen wünschen, aber des Englischen nicht fähig sind, auf diese Uebersetzung, für deren Trefflichkeit der Name der Uebersetzerin bürgt, aufmerksam.

aus den matten, freudblickenden Augen; kein Wort des Dankes oder des Vorwurfs von den Lippen. Heinz war todt.

Und Franz, die Hände voll Blumen, die Augen voll Thränen, ward inne, daß er zu spät gekommen sei, daß er dem Kranken keine Freude mehr machen könne. Er sank neben dem Lager auf die Kniee nieder und barg das Gesicht schluchzend in die Kissen: „Warum ist's nicht Mittwoch mehr!“

[2516]

Goethe und Friederike.

Von Leipzig, wo er seine juristischen Studien begonnen, war Goethe krank nach Frankfurt heimgekehrt. Aus diesem körperlichen Leiden erklärte sich theilweise der schmerzliche Druck auf seiner Seele, welcher lange nicht weichen wollte, am schwersten aber belasteten ihn die Vorwürfe, die sein Herz ihm machte. Ein angenehmes liebes Mädchen jener Stadt, Annette Schönkopf, hatte ihm ihre aufrichtig und ehrlich gemeinte Neigung geschenkt, er jedoch das hübsche Kind mit grundloser Eifersucht gequält, bis ihr Sinn sich abwandte von ihm. Nun half kein sehnüchtes Schmachten, kein reuiges Klagen mehr. „Aber der Mensch will leben!“ sprach Goethe, endlich sich emporraffend. Im Genuß der Natur fand er den inneren Frieden wieder; er lernte wieder hoffen, streben, an die Zukunft denken.

Eine zweite Universität mußte bezogen, das abgebrochene Studium beendet werden, nach des Vaters Willen in Straßburg.

Man muß sagen, daß er mit seinen Zwecken dort nicht sehr sich eilte; sein naives Selbstbekenntniß ist darüber zu hören: „Da ich eigentlich nach Straßburg gegangen war, um zu promoviren, so gehörte es freilich unter die Unregelmäßigkeiten meines Lebens, daß ich ein solches Hauptgeschäft als Nebensache betrachtete.“

Viel Zeit nahmen ihm Ausflüge in die näheren und ferneren Umgebungen der Stadt weg. Meist geschahen sie zu Pferde und in Gesellschaft seines Studien- und Tischgenossen Weyland, eines geborenen Elässers, der rings in der Gegend Bekanntschaften hatte. Er war es auch, der Goethe, auf solch einer gemeinschaftlichen Parthie, im Pfarrhause zu Sesenheim einführte. Die Familie hieß Brion und war wegen ihrer Gastfreundschaft, ihrer trefflichen und liebenswürdigen Art weit und breit bekannt und in Ansehen.

Den Vater schildert Goethe als etwas in sich gekehrten, aber doch sehr freundlichen Mann. Die beiden Wanderer trafen den guten Alten zuerst allein, dann kamen die stattliche Mutter und die ältere Tochter Sophie ins Zimmer, endlich trat auch die jüngere, Friederike, in die Thür, „und da ging fürwahr — wir lassen Goethe hier selbst sprechen — an diesem ländlichen Hin-

mel ein allerliebster Stern auf. Beide Mädchen trugen sich noch deutsch, wie man zu sagen pflegte, und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut. Ein kurzes weißes rundes Röschchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben, ein knappees Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie Nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Köpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart.“

Die Gastfreundschaft des Brion'schen Hauses bewährte sich auch Goethen gegenüber. Man hieß den Fremdling, ohne viel zu fragen, wer er sei, herzlich willkommen, setzte sich mit den beiden Gästen zu gemeinsamer fröhlicher Mahlzeit nieder und blieb bis zum Abend in gemüthlichstem Verkehr bei einander, während

das gab begreiflich sein Stolz nicht zu. Aber woher andere Kleidung nehmen? Kurz entschloß er sich, ohne Unwohlsein wegzureiten und in Straßburg sich wieder zum „jungen Goethe“ zu machen, um dann auf der Liebe Flügel zurückzukehren.

Jedoch der Ungebulbige kam nur bis Drückerheim, ins nächste Dorf. Straßburg dünkte ihm unterwegs viel zu weit. Schon gestern hatte er im Gasthose zu Drückerheim den Wirthsohn, einen frischen, hübsch gewachsenen Burischen bemerkt, der auch heute früh, mit ländlichen Anordnungen beschäftigt, ihn beim Vorüberreiten grüßte. Er war von der Gestalt Goethe's und hatte ihn flüchtig an sich selbst erinnert. Dem machte er jetzt den Vorschlag, ihm seine Kleider zu borgen, weil er in Sesenheim etwas Lustiges vorhabe. Gern ging Jener drauf ein, und nach zwei Stunden schon war „der Bauernburisch Georg“ auf dem Weg zur Frau Pfarrerin Brion, der er einen Kindtaufsuchen zu bringen über-

nommen hatte.

Nachdem er im Pfarrhause seines Auftrages in scherzhaftester Weise sich entledigt hatte, ging er nach dem Wäldchen, um seine Maske nunmehr den jüngeren Leuten gegenüber zu erproben.

Auf einer Bank inmitten alter dichtbelaubter Bäume ließ sich Goethe nieder. Eine Tafel am Eichentamm trug die Inschrift „Friederiken's Ruhe“. Aber sie mahnte ihn nicht, daß er gekommen sein könnte, diese Ruhe zu stören: „denn eine aufsteigende Leidenschaft hat das Schöne, daß, wie sie sich ihres Ursprungs unbewußt ist, sie auch keinen Gedanken eines Endes haben, und wie sie sich froh und heiter fühlt, nicht ahnen kann, daß sie wohl auch Unheil stiften dürfte.“

Nicht lange saß Goethe, als er Jemand kommen hörte; es war Friederike. Doch Goethe selbst erzähle hier weiter, denn welches Wort wäre für die reizende Scene zureichend, außer seinem eigenen!

„Georg, was machst Du hier?“ fragte Friederike von Weitem.

„Nicht Georg!“ rief ich, indem ich ihr entgegen lief, „aber Einer, der

tausendmal um Verzeihung bittet.“

Sie betrachtete mich mit Erstaunen, nahm sich aber gleich zusammen und sagte nach einem tiefen Athemholen: „Garstiger Mensch, wie erschrecken Sie mich!“

„Die erste Maske hat mich in die zweite getrieben,“ rief ich aus, „jene wäre unverzeihlich gewesen, wenn ich nur einigermaßen gewußt hätte, zu wem ich ging; diese vergeben Sie gewiß; denn es ist die Gestalt von Menschen, denen Sie so freundlich begegnet.“

Ihre bläulichen Wangen hatten sich mit dem schönsten Rosenroth gefärbt.

„Schlimmer sollen Sie's wenigstens nicht haben, als Georg! Aber lassen Sie uns sitzen! Ich gestehe, der Schreck ist mir in die Glieder gefahren.“ Ich setzte mich zu ihr, äußerst bewegt.

„Wir wissen Alles bis heute früh durch Ihren Freund,“ sagte sie, „nun erzählen Sie mir das Weitere!“



K.A. BREND'AMOUR.

Goethe (als Bauernburisch verkleidet) und Friederike Brion, f. Wahrheit und Dichtung, 2. Theil, 10. Buch.

Zeichnung von F. Rothbart.

„ein guter Landwein“ keineswegs geschont wurde. Zu erwähnen ist noch, daß Goethe, getreu seiner alten, von Jugend auf schon gehegten Neigung zu Verkleidungen, sich der Brion'schen Familie in der unscheinbaren Tracht und mit dem schüchternen, linkschen Wesen eines „armen Candidaten“ vorgeführt hatte.

Als es Abend geworden, und der Mond emporgekommen war, machten die vier jungen Leute noch einen Spaziergang, und dabei wurde Goethe ungesucht Friederiken's Begleiter. Heiter gesprächig, wie sie war, redete sie viel zu dem absichtlich sich stiller Verhaltenden. Hörte es sich ihr doch so gut zu und schien es Jemandem doch, als wenn er in ihr Herz sähe, „daß er höchst rein finden mußte, da es sich in so unbefangener Geschwätzigkeit vor ihm öffnete.“

Am nächsten Morgen that Goethe der Uebermuth seiner Verkleidung freilich gewaltig leid. Vor dem reizenden Mädchen die traurige Figur des gestrigen Tages weiter spielen zu sollen,

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, sondern beschrieb ihr meinen Abscheu vor der gestrigen Figur, mein Fortstürmen aus dem Hause so komisch, daß sie herzlich und anmuthig lachte; dann ließ ich das Uebrige folgen, mit aller Bescheidenheit zwar, doch leidenschaftlich genug, daß es gar wohl für eine Liebeserklärung in historischer Form hätte gelten können. Das Vergnügen, sie wieder zu finden, feierte ich zuletzt mit einem Kusse auf ihre Hand, die sie in der meinigen ließ. Hatte sie bei dem gestrigen Mondscheinegang die Unkosten des Gesprächs übernommen, so erstattete ich die Schuld nun reichlich von meiner Seite. Das Vergnügen, sie wiederzusehen und ihr Alles sagen zu können, was ich gestern zurückhielt, war so groß, daß ich in meiner Redseligkeit nicht bemerkte, wie sie selbst nachdenkend und schweigend war. Sie holte einige Mal tief Athem, und ich bat sie aber- und abermal um Verzeihung wegen des Schrecks, den ich ihr verursacht hatte. Wie lange wir mögen gegessen haben, weiß ich nicht."

Friederike Brion, in Goethe's Selbstbiographie gewiß trennend nach dem Leben geschildert, könnte gleichwohl als Schöpfung dichterischer Phantasie, als poetisches Gebilde, gleich Elächen im "Egmont" und Gretchen im "Faust", nicht lieblicher sich darstellen:

"Es gibt weibliche Wesen, die uns im Zimmer wohl gefallen, andere, die sich besser im Freien ausnehmen; Friederike gehörte zu letzteren. Ihr Wesen, ihre Gestalt trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmuth ihres Betragens schien mit der beblümten Erde, die unverwundliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu weiteifern. Diesen erquicklichen Aether, der sie umgab, brachte sie auch mit nach Hause, und es ließ sich bald bemerken, daß sie Verwirrungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulösen verstand. Die reinste Freude, die man an einer geliebten Person finden kann, ist die, zu sehen, daß sie Andere erfreut. Friederike's Betragen in der Gesellschaft war allgemein wohlthätig. Auf Spaziergängen schwebte sie, ein belebender Geist, hin und wieder und wußte die Lücken auszufüllen, welche hier und da entstehen mochten. Die Leichtigkeit ihrer Bewegungen haben wir schon gerühmt, und am allerzierlichsten war sie, wenn sie lief. So wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die feinen Saaten wegschleicht, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszubilden, wenn sie, etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, etwas Nothwendiges zu bestellen, über Rain und Matten leichten Laufs hineilte. Dabei kam sie nie aus dem Athem und blieb völlig im Gleichgewicht."

Wie hätte das Fremdbliche geschehen können, daß Goethe unberührt geblieben wäre von dem Zauber, welcher das Mädchen umgab? Und ist es zu verwundern, daß auch er ihr Herz gewann, wie sie das seine? Er mußte nicht Goethe gewesen sein."

So lebte denn nun das Paar eine Zeit reinen Glückes. Die Familie ließ die Dinge gehen, ohne gerade zu fragen, was daraus werden sollte. Welche Eltern finden sich nicht genöthigt, Töchter und Söhne in so schwebenden Zuständen eine Weile hinwarten zu lassen?"

Das Ende war ein plötzliches, von Goethe herbeigeführtes. Nach stattgefundener Promotion verließ er Straßburg, ohne Friederike den Entschluß der Trennung von ihr eher mitzutheilen, als nach seinem Weggang.

Und Friederike?

"Es brach schon manch ein starkes Herz,
Da man sein Lieben ihm entriß"

singt der Dichter — nun, gebrochen ist Friederike's starkes Herz nicht, aber wie heißt es im Geibel'schen Liede weiter? "Der schöne Gott in ihm war todt." Geben wir nicht den Schleier von den späteren Schicksalen der Verlassenen! . . .

Meniglich bereut und gebüßt hat Goethe; er lag sich nicht vor, recht gehandelt zu haben. "Gretchen — so lautet sein Geständniß — hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum ersten Mal schuldig: ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet." Und an einer anderen Stelle: "Zu der Zeit, da der Schmerz über Friederike's Lage mich beängstigte, suchte ich nach meiner alten Art abermals Hilfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Weichte wieder fort, um durch diese selbstthätigste Bähung einer inneren Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in Götz und Clavigo, und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher reinigen Betrachtungen gewesen sein."

Nacht Jahre später, auf einer mit dem Herzog Carl August 1779 unternommenen Schweizerreise, besuchte Goethe noch einmal Sessenheim und Friederike. Er schrieb darüber an Frau v. Stein: "Den 25. September Abends ritt ich etwas zeitwärts nach Sessenheim, indem die Anderen ihre Reise gerade fortsetzten, und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beifammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner, als ich's verdient, und mehr, als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verschwendet habe, ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete; sie ging leise darüber weg, betrug sich allerliebste mit so viel herzlicher Freundschaft, vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinander stießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachtagan muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußte ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach Allem. Die Alten waren treuherzig, man fand, ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht, und schied den anderen Morgen bei Sonnenanfang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Gedenken der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann."

In der That mag Goethe solch freundlich beschwichtigenden Eindruck empfangen haben; wir lernen die gute Friederike darum nur von Neuem lieben. Nach noch mandem bitteren Herzensleid war ihr Loos ein einfaches Alter. Unvermählt, starb Friederike im Hause ihres Schwagers, des Pfarrers Marx zu Meisenheim in Baden, zwischen Rehl und Lahr, im Jahre 1813. Freunde Goethe's haben ihr Grab mit einem einfachen Denkstein geziert, der die Inschrift trägt:

"Ein Strahl der Dichtung fiel auf sie,
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr ließ!"

Em. An.

Sonnen- und Mondfinsternisse.

Von Dr. G. Kewinstein.

(Schluß.)

Von diesen verschiedenen Stellungen des Mondes, der Erde und der Sonne sind für die Erklärung der Finsternisse nur die beiden beim Neumond und beim Vollmond stattfindenden Stellungen von Wichtigkeit, denn nur bei ihnen kann eine Verfinsternung der Sonne oder des Mondes eintreten. Daß dies geschehen muß, ergibt sich aus einer sehr einfachen Betrachtung. Die Erde sowohl wie der Mond sind feste, undurchsichtige Körper. Wenn also der Mond zur Zeit des Neumondes zwischen Erde und Sonne steht, so wird der Schatten, welchen der Mond wirft, der Erde zugewandt sein und in dem Augenblick, wo der Schatten die Erde selbst trifft, wird man von dieser aus die Sonne, resp. einen Theil der Sonne, nicht sehen können, da der Mond dazwischen steht; es ist ebenso, wie wenn wir zwischen unser Auge und eine brennende Lampe ein rundes Kartenblatt halten. Es wird also bei dieser Stellung eine Sonnenfinsternis entstehen, welche je nach dem Theil der Sonnenscheibe, welcher unseren Augen entzogen wird, eine totale (vollständige) oder eine partielle (theilweise) Finsternis ist. Letztere hinwieder ist entweder eine solche, bei welcher die eine Seite der Sonnenscheibe verfinstert, d. h. unseren Augen entzogen wird, oder eine solche, bei der der mittlere Theil der Sonnenscheibe verfinstert wird, so daß man die Erscheinung einer dunklen Scheibe mit einem leuchtenden Ring erhält. Die letztere Art der Sonnenfinsternis nennt man ringförmig.

Zur Zeit des Neumondes ist die Stellung der drei Weltkörper eine solche, daß der Schatten der Erde dem Monde zugekehrt ist; sobald also der Moment eintritt, wo dieser Schatten den Mond selbst trifft, so empfängt derselbe an der betreffenden Stelle kein Sonnenlicht, kann also auch keines zurückstrahlen. Diese Stelle des Mondes, und unter Umständen wird die ganze Fläche des Mondes vom Erdschatten getroffen, werden wir also, da sie kein Licht zurückstrahlt, nicht sehen können, sie erscheint uns finstern, d. h. es findet eine Mondfinsternis statt. Auch bei diesen unterscheidet man totale und partielle Finsternisse, je nachdem die ganze Mondscheibe oder nur ein Theil derselben von dem Erdschatten getroffen wird.

Obgleich nun aber sowohl die Sonnen- wie auch die Mondfinsternis unserem Auge gleichartig erscheinen, und man auch vielleicht, da beide durch die Stellung derselben drei Weltkörper zu einander bedingt werden, sie für gleichartig halten könnte, so sind sie doch, wie aus der obigen kurzen Erläuterung hervorgeht, sehr verschiedenartig. Eine Sonnenfinsternis tritt ein, weil uns der Anblick eines leuchtenden Körpers (der Sonne) durch das Dazwischentreten eines festen Körpers (des Mondes) entzogen wird; eine Mondfinsternis dagegen tritt ein, wenn wir einen an sich finsternen Körper (den Mond), welcher uns durch den Reflex des von einem anderen Körper (der Sonne) auf ihn fallenden Lichtes sichtbar war, nicht mehr sehen können, weil plötzlich kein Licht mehr auf ihn fällt, ohne daß sich zwischen unserem Auge und dem Mond ein Körper befindet, der die Wellen des Lichtäthers in ihrem Fortschreiten hindert.

Wenn sich aber auch so die Sonnen- und Mondfinsternisse ganz einfach erklären lassen, wenn wir auch leicht einsehen, daß sie gar keine außergewöhnlichen Erscheinungen, sondern die notwendige Folge der Bewegungen der Himmelskörper sind, so bleibt doch noch eine Frage zu beantworten, welche sich gewiß schon so manche Leserin selbst gestellt hat. Wenn die Sonnenfinsternisse nur beim Neumond, die Mondfinsternisse nur beim Vollmond eintreten können, warum treten sie nicht, da sie doch manchmal eintreten, bei der angeblichen Regelmäßigkeit in der Bewegung der Himmelskörper, jedesmal ein, d. h. warum haben wir nicht bei jedem Neumond eine Sonnenfinsternis, bei jedem Vollmond eine Mondfinsternis? Es scheint auf den ersten Blick wirklich so, als müßte nach obigen Erklärungen bei jedem Neumond eine Sonnenfinsternis, bei jedem Vollmond eine Mondfinsternis eintreten, aber die Untersuchungen der Erd- und Mondbahn haben gezeigt, daß beide Bahnen nicht in einer Ebene liegen, sondern daß die Mondbahn ein Weniges gegen die Erdbahn geneigt ist, so daß der Mond nicht bei jedem Neumond durch die gerade Linie geht, welche man sich vom Mittelpunkt der Sonne zum Mittelpunkt der Erde gezogen denken kann, und nicht bei jedem Vollmond die Verlängerung dieser Linie durchschneidet, so daß aus diesem Grunde nicht jedesmal eine Verfinsternis eintreten kann. Aber selbst wenn der Mond diese im Geiste gedachte Linie durchschneidet, so tritt nicht jedesmal eine Finsternis ein, denn da die Bewegungen der Erde um die Sonne und des Mondes um die Erde nicht genau kreisförmig sind, sondern diese Bewegung in einer Ellipse stattfindet, so sind die Entfernungen der drei Körper untereinander nicht immer gleich, und von dieser Entfernung hängt es doch wesentlich ab, ob der Mondschatten die Erde, ob der Erdschatten den Mond trifft, so daß eine Finsternis eintritt. Von der Wichtigkeit dieses letzteren Grundes kann man sich leicht überzeugen, wenn man zwischen eine Lichtquelle und eine beleuchtete helle Wand einen Stab bringt, dessen Schatten auf die Wand fällt. Nähert man den Stab der Wand, so wird der sichtbare Schatten größer werden, entfernt man ihn von der Wand und nähert ihn der Lichtquelle, so wird der Schatten kleiner werden und endlich dem Auge ganz entweichen, wir werden nur noch die in ihrer ganzen Ausdehnung hell beleuchtete Wand sehen, obgleich sich der Stab zwischen ihr und der Lichtquelle befindet. Der Schatten des Stabes erreicht eben nicht mehr die Wandfläche. Tritt dieser Umstand bei dem Durchgange des Mondes durch die Sonnen-Erdlinie ein, so werden wir auch keine sichtbare Spur dieses Durchganges, keine Finsternis haben.

Aus den verschiedenen Stellungen, welche bei dem Durchgange des Mondes zwischen Sonne und Erde vorkommen können, lassen sich nun leicht die verschiedenen Arten der Sonnenfinsternisse erklären. Geht der Mond genau durch die Sonnen-Erdlinie, so wird, wenigstens für einen Theil der Erdoberfläche, eine totale Sonnenfinsternis eintreten, indem der Mond die Sonnenscheibe ganz bedecken wird. Eine Ausnahme hiervon wird sich zeigen, wenn das Verhältniß der Entfernungen der drei Körper so ist, daß der scheinbare Durchmesser des Mondes kleiner ist, als der scheinbare Durchmesser der Sonne, d. h. wenn der Durchgang zu einer Zeit erfolgt, wo die Erde sich in der Sonnennähe, der Mond sich in der Erdferne befindet. Alsdann wird der Mond die Sonne nicht ganz unseren Blicken entziehen können, es wird beim Durchgang um die verfinsterte Mitte der helle Rand sichtbar bleiben, es wird eine ringförmige Sonnenfinsternis eintreten. Erfolgt der Durchgang des Mondes durch die Sonnen-Erdlinie nicht genau so, daß der Mittelpunkt der Mondkugel durch die

Linie geht, so wird je nach dem Abstände, in welchem der Durchgang erfolgt, ein größeres oder geringeres Stück der Sonne unseren Blicken entzogen werden, d. h. wir werden partielle Sonnenfinsternisse haben, wie solche auch bei totalen Sonnenfinsternissen für diejenigen Orte eintreten, welche in der Nähe derjenigen Gegenden der Erde liegen, wo eine totale Sonnenfinsternis eintritt.

Nebstlich verhält es sich mit den Mondfinsternissen; auch hier wird, je nach dem Zusammenfallen der Mittelpunkte der drei Körper in einer geraden Linie oder dem Abweichen von einer solchen, eine totale oder partielle Mondfinsternis stattfinden. Es fällt hier nur die ringförmige Finsternis fort, indem der Durchschnitt des Erdschattens in der Entfernung der Mondbahn niemals kleiner sein kann, als die Mondscheibe, und dann unterscheidet sich die Mondfinsternis dadurch von der Sonnenfinsternis, daß sie für alle Punkte der Erde, von denen aus man sie überhaupt beobachten kann, gleich erscheint, während eine Sonnenfinsternis an verschiedenen Orten der Erde verschieden erscheint. Der Grund für diese Verschiedenheit ist einfach. Bei der Mondfinsternis bedeckt der Schatten der Erde den Mond, der Eindruck dieser Bedeckung wird auf der Erde allenthalben derselbe sein, d. h. es wird der Theil der Mondscheibe, der kein Sonnenlicht empfängt, sich unserer Beobachtung entziehen. Anders bei der Sonnenfinsternis. Dabei stellt sich der Mond zwischen Sonne und Erde und bedeckt für den Beobachter einen Theil der Sonnenscheibe. Dieser bedeckte Theil aber wechselt je nach der Stellung des Beobachters, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man eine runde Scheibe in die Hand nimmt und durch diese, bei einer Entfernung von etwa 10 Fuß, einen kleinen Theil einer gemauerten Tapete dem Auge entzieht. Je nachdem man das rechte oder linke Auge schließt, wird ein verschiedenes Stück des Musters unserem Auge entzogen sein.

Wir haben jetzt die Sonnen- und Mondfinsternisse, sowie die verschiedenen Arten derselben vor unsern Augen entziehen sehen; wie aber ist der Eindruck dieser Natur-Erscheinungen? Die Mondfinsternisse machen nur einen sehr geringen Eindruck auf unsere Phantasie; es sieht sich recht hübsch an, wenn allmählich ein dunkler Schatten die glänzende Mondscheibe bedeckt, aber auch wenn diese Bedeckung eine vollständige ist, wenn auch der Mond auf eine kurze Zeit ganz unseren Blicken entzwindet, wir können keine Veränderung in der uns umgebenden Natur wahrnehmen, und am Himmel erscheinen uns höchstens einige Sterne heller glänzend, weil nicht mehr das Leuchten des Mondes ihren Glanz beeinträchtigt.

Ganz verschieden hiervon ist aber die Wirkung einer Sonnenfinsternis. Schon eine partielle Verfinsternung der Sonne, wenn sie sich so weit erstreckt, daß eine auch dem gewöhnlichen Beobachter bemerkbare Abnahme der Helligkeit eintritt, ist in ihrer Wirkung höchst interessant. Die ganze Landschaft nimmt ein abendliches Ansehen an, die Luft wird kühler, die Vögel werden stiller, und selbst der Mensch, dem doch die Uhr zur Controle der Zeit zu Gebote steht, kann sich des Gefühls nicht entschlagen, daß der Tag zur Rüste gehe. Doch dies sind Wirkungen, welche wohl die meisten unserer Leserinnen kennen, denn in den letzten fünfzehn Jahren hat man an den verschiedensten Punkten Europa's Gelegenheit gehabt, Sonnenfinsternisse zu beobachten, aber diese Wirkungen sind verschwindend klein gegen die Wirkung, welche eine totale Sonnenfinsternis auf den Beschauer ausübt. Bei einer solchen wird es, wenn auch oft nur während einer einzigen Minute, vollständig Nacht, und es ist ganz auffallend, wie diese ungewöhnliche Erscheinung auf die Thierwelt einwirkt. Hunde, Katzen, Pferde, kurz, alle Arten von Thieren laufen erschreckt durcheinander, ein ängstliches Geschrei ausstosend, die Vögel flattern umher, einzelne Töne erschallen, aber von einem Gesang derselben ist keine Rede, sie setzen sich wohl auch auf Bäume nieder, aber ohne sichtbaren Grund fliegen sie plötzlich, wie aufgeschreckt empor, kurz, in der ganzen Natur zeigt sich eine Unruhe, welche auch auf den Menschen nicht ohne Einfluß bleiben kann und seine Erregung steigert. Man darf sich also gewiß nicht wundern, wenn unwissende und abergläubische Menschen durch eine solche Erscheinung in Schrecken gesetzt werden, wenn sie glauben, jetzt sei der Welt Ende gekommen, und wenn sie erleichtert aufathmen in dem Moment, wo der erste Sonnenstrahl wieder sichtbar wird.

Aber nicht nur für die Phantasie ist die totale Sonnenfinsternis eine auffallende und wunderbare Erscheinung, sie ist auch von höchster Wichtigkeit für den verständigen Forscher, weil sie ihm Gelegenheit bietet, seine Kenntnisse von der Beschaffenheit der Sonne zu vermehren. Schon in einem früheren Artikel haben wir darauf hingewiesen, daß nach der allgemeinen Annahme die leuchtende Sonne von einer leuchtenden Atmosphäre umgeben ist, und wir haben gezeigt, wie die bekannten Untersuchungen Bunsen's und Kirchhoff's über die Spectral-Analyse eine wesentliche Stütze für diese Ansicht geworden sind. Aber vor Allem bietet eine totale Sonnenfinsternis Gelegenheit, die Wichtigkeit dieser Theorie zu erforschen. Man hat dann die Möglichkeit, während uns die hell leuchtenden Strahlen des Sonnenkerns durch den dazwischen getretenen Mond entzogen sind, die schwach leuchtenden Strahlen der Sonnenatmosphäre zu beobachten, wenigstens von dem Theile derselben, welche den äußersten Rand des uns bei der Verfinsternung zugekehrten Theiles der Sonnenoberfläche umgibt. Diese Strahlen umgeben als schwach leuchtende Wolken während der totalen Sonnenfinsternis die dunkle Scheibe und haben schon bei früheren Gelegenheiten die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen. Erst bei den letzten beiden totalen Sonnenfinsternissen, in Spanien und in Indien, hat man aber an verschiedenen Orten genaue und nach einem bestimmten System ausgeführte Untersuchungen angestellt, und hat nun nicht nur durch die Spectral-Analyse eine neue und unangreifbare Bestätigung der oben angeführten Theorie erhalten, man hat auch gefunden, daß eine dieser leuchtenden Wolken, welche in Gestalt eines weit abstehenden Hornes erscheint, nur aus glühendem Wasserstoffgas besteht, und ein französischer Forscher, Herr St. Claire Deville, ist jetzt damit beschäftigt, eine Methode auszuarbeiten, welche erlaubt, aus den bei der Sonnenfinsternis des Jahres 1868 beobachteten Erscheinungen die Temperatur dieses Gases zu bestimmen. Wenn man bedenkt, daß die Entfernung der Sonne von der Erde rund zwanzig Millionen Meilen beträgt, so muß man staunen über die Kühnheit des menschlichen Geistes, welcher eine solche Messung für möglich hält, noch mehr aber über die Großartigkeit der geistigen Forschung, welche die Wege einer solchen Messung so vorbereitet hat, daß wir heute vor dem Gedanken, sie auszuführen, nicht mehr zurückschrecken.

Nachdem wir unseren Leserinnen so in kurzen Worten die Art der Entstehung der Sonnen- und Mondfinsternisse entwickelt und ihnen auch angedeutet haben, welche Bedeutung dieselben für die wissenschaftliche Forschung besitzen, lassen wir zum Schluß, als Beweis für die genaue Berechnung dieser Naturerscheinungen,

ein Verzeichniß der demnächst bevorstehenden Finsternisse folgen. Es werden im Jahre 1870 folgende Sonnenfinsternisse stattfinden:

1. Am 31. Januar 1870 wird eine partielle, nur im Süd-meer sichtbare Sonnenfinsternis stattfinden.
2. Am 29. Juni 1870 wird wiederum eine partielle Sonnenfinsternis stattfinden. Sie wird im stillen Ocean, in Neuseeland und im südöstlichen Australien sichtbar sein.
3. Am 28. Juli findet eine nur im hohen Norden von Asien und Amerika sichtbare Sonnenfinsternis statt.

4. Die letzte Sonnenfinsternis bis zum Schluß des Jahres 1870 findet am 22. Dezember 1870 statt, und sie wird in unserer Gegend sichtbar sein. Man wird sie fast in ganz Europa, in Nord-Afrika, in Kleinasien, in Arabien und im Nord-Osten von Nord-Amerika sehen können. Für Deutschland beginnt die Verfinsternung etwa um 12¼ Uhr Mittag und dauert bis 2¼ Uhr. Die größte Verfinsternung, welche sich bis auf mehr, als drei Viertel der Sonnenscheibe erstreckt, tritt etwa um 1½ Uhr ein.*)

Folgende Mondfinsternisse werden bis zum Schluß des Jahres 1870 stattfinden:

1. Am 17. Januar wird eine totale Mondfinsternis stattfinden, welche in Asien, im Westen von Nord-Amerika, im östlichen Afrika und im südöstlichen Europa sichtbar sein wird.
2. Zu der Nacht vom 12. zum 13. Juli 1870 tritt eine totale Verfinsternung ein, welche vollständig in Europa und Afrika, im Anfange auch in Australien und Asien, am Ende in Amerika sichtbar sein wird. Die Finsternis beginnt für Mittel-Europa etwa um 9¼ Uhr Abends und endet etwa um 1½ Uhr nach Mitternacht.

Mit dem Wunsche, daß unsere Leserinnen bei den Beobachtungen der beiden bei uns sichtbaren Finsternisse von gutem Wetter begünstigt sein mögen, schließen wir.

[2503]

*) Wir bemerken hierzu, daß die einzelnen angegebenen Zeitmomente sowohl für diese Sonnenfinsternis, als auch für die zweite Mondfinsternis, für jeden einzelnen Ort auf das genaueste berechnet sind, und daß wir hier ungefähr die Durchschnittszeit für die Beobachtung der Erscheinung in Mittel-Europa angegeben haben.

Aus den „Erinnerungen eines Pagen des Kaisers Nikolaus“.

Von Prinz Joseph Lubomirski.

Am russischen Hofe, wie auch an anderen, will es die Etiquette, daß die Kaiserin und die Großfürstinnen auf einem Ball sich selbst ihre Tänzer wählen. Ein Kammerherr hat dann die mit dieser Gunft Bedachten in Kenntniß zu setzen.

Eines Abends plauderte Kaiser Nikolaus in einer Fenster-nische mit einem fremden Gefandten, als ein Kammerherr auf sie zukam. „Ihre kaiserliche Hoheit die Großfürstin von Leuchtenberg“, wendete er sich an den Diplomaten, „wünscht die Ehre zu haben, mit Ihnen die nächste Quadrille zu tanzen.“ Der Gefandte, überrascht und unentschlossen, blickte fragend den Kaiser an. „Tanzen Sie immerhin“, sagte Nikolaus zu ihm, „wir nehmen unser Gespräch nachher wieder auf.“ Kaum aber hatte der Diplomatisch entfernt, so ergriff der Kaiser den Kammerherrn am Arm: „Animal, reste ici!“ Der unglückselige Höfling stand wie eine Säule. „Dreifacher Dummkopf!“ fuhr Nikolaus fort. „Erstens konntest Du einen anderen Zeitpunkt wählen, um Dich des Auftrags von meiner Tochter zu entledigen. Zweitens sagt man nicht: Ihre kaiserliche Hoheit die Großfürstin von Leuchtenberg; man sagt: Ihre kaiserliche Hoheit die Großfürstin Marie Nikolajewna. Drittens endlich ist's die Prinzessin, welche den Herren eine Ehre erweist, die sie zum Tanz auffordert. Merke Dir das. Du hast keine Spur Gesicht zum Kammerherrendienst.“

Und mit seiner gewaltigen Hand schüttelte er den Armen, wie der Nordwind die dürre Pappel schüttelt. „Gnade, Sire!“ rief Jener in so kläglichem Tone, daß der Kaiser trotz seines Bornes lächeln mußte. „Nein, für Unverantwortliches kein Mitleid! Ich befehle Dir: wenn die Dichter ausgelöscht sind, bleibst Du hier, gehst bis morgen früh neun Uhr in diesem Saal auf und ab und sprichst dabei ohne Unterbrechung: Ich bin ein Tölpel! ich bin ein Tölpel! (Ja durak! Ja durak!)“

Wir brauchen wohl nicht zu versichern, daß, bei dem bekannten allgemeinen Respect vor Nikolaus, der arme Kammerherr, im Finstern allein gelassen, dem kaiserlichen Befehl mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit nachkam.

Die Kaiserin Alexandra Feodorowna war auch in späteren Jahren noch eine schöne Frau, mit feinen, regelmäßigen Gesichtszügen und unbeflecklich lieblichen Augen, von entzückendem Wuchs und majestätischer Haltung. Leider trübte oft ein leises nervöses Zucken, welches von der Herzkrankheit der Kaiserin herrührte, den reinen Spiegel dieses hoheitvollen Antlitzes. Fügen wir, um ihr Bild zu vollenden, noch hinzu, daß sie sich in lebhaftesten Farben zu kleiden liebte und mit ebensoviele Eleganz als Grazie die reichsten Toiletten trug.

Von wahrhaft himmlischer Herzensgüte, verehrte und liebte

sie den Kaiser ebenso sehr, als sie ihn fürchtete; letzteres ganz ohne Grund, denn er war der beste Gatte.

Von Zeit zu Zeit erschien Nikolaus in dem intimen Cirkel der Kaiserin. Er trat ein, ohne sich melden zu lassen, und hieß mit einer Handbewegung Alle sitzen bleiben. Sofort näherte er sich der Kaiserin, küßte ihr die Hand und musterte raschen Blickes die Anwesenden. Wollte er niedersitzen, so suchte er sich selbst den Platz; dann ging er auf den zu, welcher den betreffenden Sessel inne hatte, und klopfte ihn leicht auf die Schulter. Einmal sitzend, nahm Nikolaus, der im vertrauten Kreise ein gewandter und angenehmer Plauderer war, auch Theil an der Unterhaltung, die an solchen Abenden allgemein wurde.

In späteren Jahren hatte das schmerzhaftes Leiden der Kaiserin sie schweigmäßig und verstimmt gemacht. Aber in ihrer Jugend erheiterte und befeuerte die Munterkeit ihres Temperaments und die Lebhaftigkeit ihres Geistes die ganze Umgebung. Dann und wann erhellte ein Abganz dieser glücklichen Vergangenheit auch noch die Tage ihrer letzten Krankheit. Dann wurde sie wieder die fröhliche, graziose Prinzessin von ehemals, entsagte der Etiquette und, selbst in heiterer Laune, wollte sie auch, daß alle Welt um sie heiter sei.

Ein besonders Begünstigter dieser kleinen Cirkel war Graf Michael Wilschurky, ein alter Edelmann voll Geist und Wit, ein unvergleichlicher Klavierpieler, aber von einer Zerstretheit, die am russischen Hofe sprichwörtlich geworden war. Die Kaiserin hatte ihn sehr gern und erlustigte sich höchlich an seinen staunenswerthen Vergeßlichkeiten und unschuldigen Verstößen gegen die Etiquette, die sie ihm von Herzen verzieh. Einmal hatte sie ihn gebeten, ihr etwas vorzuspielen. Er erhob sich vom Stuhl, die Theetasse in der Hand, und setzte sich an den Flügel nieder. Ganz in Gedanken an das musikalische Thema, das ihm schon durch den Kopf ging, streckte er, ohne sich umzudecken, den Arm mit der Tasse hinter sich, in der Meinung, es stehe ein Lakai da. Aber es stand gerade die Kaiserin hinter ihm. Lächelnd nahm sie die Tasse und hieß ein paar Hofleute, die den Grafen auf seinen diesmal doch etwas starken Irrthum aufmerksam machen wollten, mit einem Blicke schweigen.

Währenddem hatte Graf Michael zu spielen begonnen. Er war ganz Feuer und schwelgte in Tönen. Der ersten Piece folgte eine zweite, seine Finger waren ebenso unermüdet wie sein Improvisations-talent, und jedes neue Motiv verlockte ihn zu einer Unzahl Variationen. Die Kaiserin aber hielt noch immer die Tasse des zerstreuten Spielers.

Inzwischen erschien Nikolaus. „Darf ich Sie für einen Augenblick mit Wilschurky's Tasse belästigen, Sire?“ flüsterte sie ihm zu. „Ich fange an, müde zu werden.“ Und in heiterster Laune setzte sie den Kaiser leise über die Situation ins Klare.

Der galante Gatte ging sofort auf den Scherz ein. Je länger aber die Scene dauerte, desto pikant wurde sie.

Eine volle Stunde gab sich Wilschurky seinen Phantasien hin, während hinter ihm der Kaiser und die Kaiserin unter herzlichem Lachen abwechselnd seine Tasse hielten.

Endlich erhob er sich. „Hier, lieber Graf“, sagte die Kaiserin zu ihm. „Nehmen Sie, mir ist die Hand eingeschlafen.“

Wir unterlassen es, die Verwirrung des Grafen und den Jubel der Höflinge zu schildern. Noch lange Zeit ergötzte diese Anekdote auf Unkosten des alten Grafen die kaiserliche Familie und den Petersburger Hof.

[2510]

Eine Spitzgeschichte.

Ich weiß nicht, ob meine schönen Leserinnen an unsichtbare Plagegeister glauben, — ich glaube daran. Mein ganzes Leben über haben sie mich gequält, und Seiten würde es füllen, wollte ich alle herzhähen, die mir vorgekommen. Aber besonders einer derselben ist so geschäftig und doch so träge, so gutmüthig und doch so unverkämmt, daß ich alle Geduld mit ihm verloren.

Ich habe mir seinen Namen wohl gemerkt: „Nachlässigkeit“ heißt er. Andere Geister haben ihre bestimmten Orte und Geschäfte, aber dieser treibt sein Wesen überall und spielt der ganzen Welt seine tollen Streiche. Er haust in Stube und Kammer, in Küche und Keller; er vernichtet meine Habe und macht mir steten Merg. Gehe ich von der Stadt aufs Land, so eilt der Schlingel noch schneller, als ich, dahin, und präsentirt sich mir als Diener, Gärtner oder Tagelöhner.

Dieser böse Geist liebt es, sich „Zufall“ zu nennen. Es war „Zufall“, der das Fenster offen ließ, durch welches der Wind den Regen trieb und meine Bücher zerriß; es war „Zufall“, welcher meine beste Kaffeetasse auf die Erde warf, „Zufall“, welcher der Kage Milch aus einer geschliffenen Krystallschale zu trinken gab, die der Stiefelpuger nachher mit dem Fuße stieß und zerbrach — nicht in Stücke, denn das wäre wenigstens noch ein Trost gewesen — nein, nur so, daß sie zu gut zum Wegwerfen und zu schlecht zum Behalten war.

Es war „Zufall“, der mein Obst aß, meinen Eisschrank offen ließ, meine Sahne verpeiste und mein Bett mit feuchten Ueberzügen bezog. Es war „Zufall“, welcher den Schlüssel in der Thür stecken ließ, zur Bequemlichkeit der Diebe, welcher enorme Quantitäten von Kaffee und Zucker verzehrte, meine feinsten Taschentücher verschwinden ließ und das ganze Geschirr zerbrach, das ich neulich in einem Winkel unter der Treppe entdeckte.

Es war „Zufall“, welcher eine Nähnadel im Sophasissen stecken ließ; aber ich kann versichern, es war nicht „Zufall“, welcher schneller aufsprang, als er sich niederlegte — nein, das war ich.

Ich habe schon oft diesem „Zufall“ aufgepaßt; erwisch' ich ihn einmal, so soll er an mich denken.

Meiner Meinung nach hat er in Haushalt und Geschäften schon mehr Unheil gestiftet, als alle Diebe, Schwindler und Fälscher zusammen genommen. Er ist ein allgemeiner Feind. Trotz seiner glatten Zunge und seinem unschuldigen Gesicht sollte ihn Jeder als solchen behandeln. Statt dessen erlaubt man ihm, Dinge zu thun, welche, wenn mit Ueberlegung geschehen, Verbrechen heißen. Er ist ein Taschendieb und doch in der besten Gesellschaft geduldet; Niemand verschließt ihm das Haus, dem er doch so gefährlich wird, denn er läßt die Ziegel herabfallen und schlägt die Fenster Scheiben ein. Er verbrennt das Mittagessen und sägt das Holz zu lang für den Ofen. „Zufall“, alias Nachlässigkeit, ist ein Spitzbube, den Niemand ergreifen, Niemand verurtheilen kann, der Einzige in der Welt, der ein Privilegium hat für allen möglichen Unfug und jeden Menschen zur Verzweiflung bringen darf, ohne dadurch an Achtung zu verlieren.

[2505]

Die Ziegen-Equipagen in den Champs-Élysées.

Wer in den letzten Jahren Paris besuchte, hat wohl in den Champs-Élysées, oder auch im Luxembourg-Garten, eine neue Art Equipagen wahrgenommen, stolze Biergespanne, doch nicht von einem Kutscher oder Jockey, sondern von geputzten, fröhlichen kleinen Knaben oder gar Mädchen geleitet. Man könnte denken, es wären Equipagen aus dem Marstall Seiner kaiserlichen Hoheit, des General Tom Thumb, so klein sind diese Wagen, aber statt der Ponies, die man gewöhnlich für solche Fuhrwerke benutzt, hat man hier Ziegen vorgepannt.

Vier Kinder-chars-à-bancs sind es, die täglich und regelmäßig in den Champs-Élysées umher kutschiren, und für welche die Dienste von dreißig Ziegen in Anspruch genommen werden. Sie haben einen bestimmten (natürlich mäßigeren) Tarif, wie Droschken und Omnibus. Mehr, denn 20,000 Kinder — hat man berechnet — machen alljährlich in diesen Miniatur-Equipagen lustige Spazierfahrten.

Die Entstehung dieses neuen Industriezweiges oder Geschäfts war eine nicht uninteressante. Im Jahre 1834 wurde Lepère, ein redlicher und fleißiger Arbeiter, von einer Gliederlähmung befallen, die ihn zu ferneren Arbeiten untauglich machte. Er hatte Familie; woher nun Brot für sie nehmen? Da gedachte er der Ziege, die einst von ihm gekauft worden, damit ihre Milch einem erkrankten Kinde aufhelfe. Mit schwerem Herzen spannte er sie vor den Korbwagen, den die Großmutter in besseren Tagen seinen Kleinen als Neujahrsangebinde geschenkt hatte, und brachte sie nach den Champs-Élysées in der Hoffnung, einen Käufer dafür zu finden. Schon hatte er geraume Zeit dort vergeblich gewartet, als sich dem Niedergeschlagenen eine Dame näherte. „Sagt, guter Mann“, redete sie ihn an, „würdet Ihr mein Töchterchen einmal in Eurem Wagen fahren lassen?“ „Gern, Madame, wenn das kleine Fräulein es wünscht“, war die Antwort. „Nun, so steig' ein, mein Kind.“ Und die Kleine sprang froh hinein in den Wagen. Nach beendeter Fahrt gab die befriedigte Mutter dem Manne drei Francs und lud ihn ein, einmal in ihrem Hôtel vorzusprechen. Die Karte, die sie ihm reichte, trug einen sehr vornehmen Namen. Weiter noch sollte Lepère sagen, wer er sei und wie es ihm gehe, und so erzählte er denn sein Unglück.

„Wißt Ihr auch“, meinte hierauf die Dame, „daß Ihr mit der hübschen Minette — so hieß die Ziege — ein gutes Stück Geld verdienen könnt? Wenn sie früher Eurem Kinde Milch gegeben, so kann sie ihm künftig auch Brot geben.“

Lepère blickte sie überrascht an und brachte nur ein stottern-des „Wie, Madame?“ über die Lippen.

„Ganz einfach“, indem Ihr sie, wie an mein Kind, auch an andere vermietht.“

„Aber brauche ich dazu nicht die Erlaubniß der Obrigkeit?“ „Dafür will ich sorgen.“

Nicht zwei Monate waren vergangen, so hatte Lepère die polizeiliche Concession, Dank seiner gütigen Gönnerin.

Die Speculation glückte: die Sommer-saison brachte genug ein, um die Familie schlacht und recht zu nähren. Und immer mehr blühte das Geschäft, und erstanden demselben auch mehr-fach Concurrenten, die Ziegen Lepère's behaupteten immer wieder das Feld.

[2507]

Abendslied.

Langsam. W. Cappert.

